Illustrirte Zeitung





Verlag von J. J. Weber, Leipzig

Nr. 3845. Z XIX Kriegsnummer 136. Preis 1 Mark.

Kriegschronik.

16. Februar 1917.

In der Champagne wurde südlich von Ripont nach wirksamer Feuerbereitung durch Artillerie und Minenwerfer ein Angriff von unserer Infanterie mit Umsicht und Schneid zu vollem Erfolg geführt. Im Sturm wurden an der Champagne Fe. und auf Höhe 185 vier feindliche Linien in 2600 m Breite und 800 m Tiefe genommen. 21 Offiziere und 837 Mann sind gefangen, 20 Maschinengewehre und 1 Minenwerfer als Beute eingebracht. Unsere Verluste sind gering; der Franzose erhöhte die seinen bei nutzlosen Angriffen, die er am Abend und heute früh gegen die ihm entrissene Stellung führte.

Ein französisches Regiment mit Artillerie griff von Korca aus die westlich dieses Ortes stehenden österreichisch-ungarischen Grenzjägerkompagnien und Albanerformationen an. Die k. u. k. Truppen gingen, ohne es auf ein schärferes Gefecht ankommen zu lassen, auf ihre Höhenstellungen zurück.

17. Februar 1917.

Südlich von Miraumont wurde ein nach Trommelfeuer einsetzender stärkerer englischer Angriff abgewiesen.

An der Aisne, westlich von Berry-au-Bac, und in der Champagne, südlich von Ripont, schlugen französische Vorstöße fehl.

Unsere Fliegergeschwader bewarfen wichtige Anlagen hinter der feindlichen Front ausgiebig mit Bomben. An der Somme flogen mehrere Munitionslager der Gegner in die Luft; Knall und Erschütterung waren bis Saint-Quentin wahrnehmbar.

Bei Illuxt, südwestlich von Luzk, bei Zborow, südlich von Brzezany und südwestlich von Stanislau scheiterten russische Unternehmungen.

18. Februar 1917.

Nach lebhafter Feuervorbereitung versuchten starke englische Erkundungsabteilungen nördlich von Armentières und südwestlich von Lille sowie nördlich des La-Bassée-Kanals und bei Ransart in unsere Gräben zu dringen. Sie sind teils in Nahkämpfen, bei denen Gefangene in unserer Hand blieben, teils durch Feuer abgewiesen worden. Nach dem Scheitern seines Angriffes südlich von Miraumont am 16. Februar abends griff der Feind auf beiden Ancre-Ufern am Morgen erneut an. In dem tagsüber andauernden wechselvollen Kampf machten wir 130 Gefangene, erbeuteten 5 Maschinengewehre und überließen dann dem Gegner unsere vorderen Trichterstellungen. Südlich von Pys wurde ein heftiger englischer Angriff zurückgeschlagen; alle Stellungen sind gehalten.

In der Nacht zum 17. Februar bewarf eins unserer Luftschiffe Stadt und Hafen von Boulogne ausgiebig mit Bomben.

Bei Wegnahme des Stützpunktes südlich von Le Transloy am 19. Februar sind 5 Maschinengewehre erbeutet worden.

Zwischen Wardar und Doiransee wurden Vorstöße englischer Abteilungen abgewiesen.

In den Bergen nördlich des Oitoztales stellte der Russe die Angriffe ein, nachdem seine ersten Sturmwellen in unserem Abwehrfeuer zurückgeflutet waren.

19. Februar 1917.

Südlich des Tigris zog der Feind das Gros seiner Streitkräfte 10 km zurück und ließ in den von den Türken geräumten Stellungen nur Beobachtungsposten zurück. Am 17. Februar griff der Feind nach kräftiger Artillerievorbereitung mit schätzungsweise einer Infanteriebrigade die türkische Stellung bei Fellahie an. Es gelang dem Feinde, vorübergehend in die Stellung einzudringen, er wurde aber nach Stürmen mit dem Bajonett und Handgranatenkämpfen wieder vertrieben, so daß die Türken am Ende des Kampfes ihre Stellung vollkommen wieder besetzt und die Brigade des Gegners fast ganz vernichtet hatten.

20. Februar 1917.

Ein Vorstoß der Engländer westlich von Messines ist gescheitert. An der Artoisfront wurden einige englische Erkundungsvorstöße abgewiesen. Auf dem Nordufer der Ancre überrumpelte eine Streifabteilung einen englischen Posten. Unsere Stoßtrupps nahmen einen Stützpunkt südlich von Le Transloy im Sturm und führten die Besatzung gefangen ab. An der Nordwestfront von Verdun gelang uns ein Handstreich gegen eine feindliche Postierung, die bei hellem Tage aufgehoben wurde.

Ein russisches Blockhaus südlich des Smotrec wurde nach Gefangennahme der Verteidiger gesprengt. Nördlich des Slanictales schoben wir unsere Kampfstellung nach Vertreibung feindlicher Posten und Abwehr von Gegenangriffen auf einen Höhenkamm vor.

Bei Radulesti am Sereth drangen Sturmtrupps in die russische Stellung und kehrten nach Zerstörung von Unterständen mit Gefangenen und mehreren Maschinengewehren zurück.

21. Februar 1917.

Südöstlich von Ypern und beiderseits des Kanals von La Bassée schlugen Erkundungsvorstöße der Engländer, bei Flirey zwischen Maas und Mosel Teilangriffe der Franzosen fehl.

Vom westlichen Kriegsschauplatz: Bau eines etwa 10 m unter der Erde liegenden Unterstands zur Sicherung gegen schwere Artillerie und Minen.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer Berthold Adolph.

  Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1—7

Illustrirte Zeitung

Nr. 3845. 148. Band.

Zum fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläum.



Nach einem Gemälde von Professor Hanns Pellar.



Aus der Zeit des Ausbruchs des Weltkriegs: Die großherzogliche Familie kommt am 2. August 1914 von der Abholung der Standarte und der Verabschiedung des 23. Garde-Dragonerregiments zurück.

Aufgenommen im Residenzschloß zu Darmstadt von Hofphotograph Ed. Zinsel.

Ernst Ludwig, Großherzog von Hessen und bei Rhein.

Zum fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläum am 13. März. / Von Carl Hessemer, Darmstadt.

Mit dem Namen dieses Fürsten, dessen fünfundzwanzigjähriges Wirken Hessen jetzt, im dritten Kriegsjahr, still und ohne Gepränge ehrt, verbindet sich unwillkürlich der seiner Residenz. Darmstadt hat Klang seit anderthalb Jahrzehnten. Vordem nur Heim alternder, verabschiedeter Beamter, nur friedliche Residenz mit unpersönlichen Traditionen allgemein städtegeschichtlicher Natur aus den schönen landgräflichen Jahrhunderten, schuf dieser Stadt den Klang die Initiative Ernst Ludwigs: Er bereitete bildender Kunst, neuzeitlicher Architektur und dem Kunstgewerbe vornehmlich eine Wirkstätte und ideale Wirkungsmöglichkeiten in seiner Residenz. Er wandelte das verträumte Hauptstädtchen in ein erwähltes Fremdenzentrum um. Wechselwirkung hob an, Fäden knüpften sich nach außen, Einordnung in lebende Kultur vollzog sich. Darmstadt, Hessen rechneten plötzlich mit, hakten ein in die großen Lebensgebilde deutscher Kunst, wurden Ferment dann und sprangen in speziellem Bereich tonangebend hervor: die Etiketten „Darmstädter Kunst“, „Darmstädter Stil“, Prägungen mit einem technisch fest umrissenen Sinn, haben Wucht und Ansehen und repräsentieren schlichtweg eine Bedeutung.

Dennoch war die wie ein Schrei in die Öffentlichkeit brechende Erscheinung kein Sprung aus dem Nichts ins Dasein, kein blendender Eintagsrausch, keine sterile Blüte des Snobismus oder der Laune. Sie hatte ihre Bedingungen, ihre Keime; gewiß: nicht solche, die latent in der Entwicklung des Landes, der Stadt gelegen hätten; vielmehr ganz in der Person des Herrschers lagen die Voraussetzungen. Man hat Beispiele für diese Sachlage zwischen Fürst und Land; auch Beispiele, wie Willkür des Einzelnen Unzuträglichkeiten dem Ganzen schaffte. Hier nicht. Und daraus ergibt sich das Maß der Schätzung jener Bedeutung und des Abschnitts hessischer Geschichte überhaupt, dem Ernst Ludwig die auszeichnende Signatur verliehen hat. Ganz selbstbestimmend leitete er die Bewegung ein, war er Energiezentrale für die Stromquellen, wirkende Nährzelle des jungen Organismus.

Es bleibt bei allem, was Kritik mag aussetzen wollen, immer bezeichnend, daß Ernst Ludwigs Persönlichkeit mit ihrer ganzen jung-elastischen Kraft treibend hinter der Äußerung, wie sie der — ich darf sagen: ästhetische — Begriff „Darmstadt“ umschreibt, stand, daß sich an seinen Namen all das Gewordene bindet und von ihm den Atem empfing, wenn die Äußerung auch, als solche so sehr von vielerlei und divergierenden Momenten bestimmt, kein ohne weiteres verläßliches Bild und Kriterium bietet für die Bedeutung des treibenden Kerns.

Ernst Ludwig hat viel von seiner regsamen Mutter Alice, die Unendliches für die soziale Fürsorge — nicht nur Hessens — zu tun vermocht hat (Großherzogin Eleonore trat mit der großzügigen Gründung der Zentrale für Mutter- und Säuglingsfürsorge ehrenvoll in ihre Fußtapfen), ihn am 25. November 1868 gebar und — mit fünfunddreißig Jahren — starb, als er zehn Jahre alt war. Dem ihren steht sein Wesen nahe: Empfindsam, eindruckgeöffnet, konnte er seine Regentenaufgabe dem nicht entziehen, worin er aufgewachsen war; was ihn bewegte, was ihm Richtschnur wurde — nicht Dinge abstrakter Staatskunst — ist heute noch seines Charakters bestimmendes Kennzeichen. Als er (am 13. März 1892) seinem Vater, Ludwig IV., auf den Thron folgte, war sein kunstfroher Sinn ganz auf das Junge, Kommende, Fortschrittliche eingestellt, genährt von der Wagnerschen Kunstrevolution und dem eben geborenen Naturalismus etwa ... hielt er sich auch, selbständig genug, unbeengt von Dogmen.

Alles Fortschreiten vollzieht sich in unmerklichen Graden, kontinuierlich. Zäsuren erst, wie es die allgemeinen Lebens- und Kulturdaten sind, geben Maß an und Vergleichsstrecken, belichten das, was als Fortschritt wahrgenommen wird. Diese Akzente erst machen ihn faßbar und bilden Geschichte. In der bestimmten Umzirkung dieser Regentschaft sind Akzente vor allem die Kunstausstellungen, höchst konkret gesprochen. Sie reihten Darmstadt in die Geschichte moderner Kunstbestrebung, brachten es ins Interesse der Welt, verbreiteten den eigenartigen Zauber, der sich über den Fremden unwillkürlich wirft, und hatten den überraschenden Widerhall. Und das ist ihre Absicht gewesen. Des Fürsten Frage an die Öffentlichkeit, die sich selbstbewußt, ihres Wertes gewiß, in ihnen aussprach, hatte Antwort und Echo.

Doch ehe der initiatorische Schritt geschah, reiften neun Jahre dem Regenten heran, bedachtsam, still nach innen gerichtet. Nur der für Hessens Wirtschafts- und Verkehrsleben bedeutsame Schritt des Verkaufs der Hessischen Ludwigsbahn und damit die Bildung der Preußisch-Hessischen Eisenbahngemeinschaft erfolgte. Und das Schicksal schenkte dem Fürsten die köstlichsten, reif machenden Güter des Menschen: Glück und Schmerz. Er erlebte die Vaterfreude an seinem „Prinzeßchen“ und den Schmerz seines frühen Todes.

In diesen Jahren aber entsproß seinem empfänglichen Gemüt auch der Wille zu seiner Tat. Im Jahre 1897 berief er den jungen Baumeister Josef Olbrich, der in Wien vergeblich nach Anerkennung rang, an seine Seite. Merkwürdig ausgeprägt ist des Fürsten Blick für heimliche Talente, für Kräfte, die der Entfaltung harren und persönlicher Förderung. Das beweist seine Berufung von Männern wie Erasmus Kittler zum gedeihlichen Wirken an der Technischen Hochschule, Messel zum Bau des Landesmuseums, später Pützer zu dem des neuen Hauptbahnhofs, Eger als Leiter der Hofbühne.

Olbrich war das Schicksal. Mit ihm schob sich ein scharfer Keil bewußt und nachdrücklich von der Sphäre des Hofes her in das stehende bürgerliche Teichgewässer hinein. Kontrast sprang vor. Etwas eigentümlich Rassiges liegt in dem Energieüberschuß, der Ernst Ludwig an seine Pläne trieb, einem Ziel gefangen gab, unbekümmert und wagemutig, provokatorisch und (zunächst fast notwendigerweise) verachtend selbst Gegenwirkungen, hemmenden Strömungen gegenüber. Der innere Anteil des Landes war dem Beginn noch nicht gegönnt. Er geschah ganz unabhängig, eigenwillig gegen seine Beharrung. Der Sinn z. B. für das schöne Stadtbild, davon nämlich Darmstadt damals nichts weniger als ein Muster war, fehlte noch vollkommen. Die Einsicht stand noch isoliert auf der Seite der Wenigen.

Olbrich war das Schicksal. Mit Olbrich kam die Idee der Künstlerkolonie. Aus der denkwürdigen ersten Ausstellung 1901 heraus wurde sie ans Licht getragen. Als idyllisches Villenviertel im Parkgelände der Mathildenhöhe breitet sie sich heute rings um die große Kunsthalle des Ernst-Ludwig-Hauses. Was junger, unbefangener und freier Geist eines Peter Behrens, Christiansen, Patriz Huber, Habich, Bürk in neuen Formeln erdachte, wurde gebannt in das sinnige, lachende Sommergesicht dieser idealen „Kunstplantage“, wie Naumann die Kolonie einmal nennt. In diesem eindringlichen, unübergehbaren Bild verkörperte sich die neue Jugend als Verkünderin eines „Dokumentes deutscher Kunst“. Und mag auch vieles jetzt verebbt, Bizarres, ans Maßlose Anlaufende in Schranken gefaßt sein, die Schöpfer des Werkes zerstreut, — das Bleibende ist Zeugnis genug: die innere Energie der Tat war befruchtend, weckte neues Leben. Und Olbrich, treuer Vollbringer der Gedanken, blieb. Das Tempo der Akzente beschleunigte sich. Im Jahre 1904 schon wurde der Welt die zweite Ausstellung geboten. In ihren Abmessungen kleiner, aber in ihren Forderungen ebenso streng,

erfüllten sie besonders die wachgewordenen Kräfte des Kunstgewerbes. Und das hatte eine ungeahnte Resonanz. Industrie und Handwerk stellten sich nicht mehr ächtend oder geächtet abseits, nur fürstliche Laune witternd. Die Gefühle der Spannung minderten sich. Das feste Gefüge, die Harmonie der Arbeit, des Fleißes und ihres Zwecks, die Gesetzmäßigkeit des Plans und das reife Programm, das Gewähr für glückliche Entwicklung bot und sich gerade in seiner besten Absicht ans ganze Volk wandte, wurden deutlich empfunden. In ganz Hessen, im Vogelsberg, in den stillsten Falten des Odenwaldes sprangen die Quellen auf, der Zustrom begann und die Ausdehnung aller wirtschaftlichen Ziele. Fabriken schossen auf. Hessische Textilindustrie, Keramik traten mit kommerziell ungeheurem Erfolg hervor; und voran schuf Nachhall und weltrufgroße Umwälzung die „Darmstädter Möbel"-Industrie. Turin und weiter Paris und St. Louis hatten das Darmstädter Kunstgewerbe auf ihre Weltausstellungen gebracht. Über die Welt breitete sich Darmstadt. Der Wellenschlag war vor allem auch in seinem Zentrum zu verspüren. Die ferne Sphäre der Exklusivität hatte sich mählich abgesenkt. Das Bürgerliche erfuhr Fühlung mit den neuen Idealen — die Moderne wurde modern, Ernst Ludwig populär. Ein Organ wurde wach für das, was er wollte und tat. Darmstadt wurde fortschrittlich, frische Luft wehte — die entzückenden Gartenstadt-Viertel im Osten, Süden, Westen atmen diesen Geist der Befreiung. Das innere Stadtbild wandelte sich: Zahlreiche Neubauten entstanden im drängenden Schritt auf den neuen Bahnen. Der Mietkastengeist verschwand. Private und öffentliche Bauten, Banken, Schulen, Brunnen und Denkmäler, maßvoll verteilt, sanitäre und Verkehrsanlagen, der neue Hauptbahnhof, die Waldfriedhofsanlagen geben der Stadt das Gepräge heute. Die sinnvolle Einordnung hat sich vollzogen in das Gesetz der eingeleiteten Entwicklung nach vornen. Heute ist Darmstadt ein vorbildlicher Kommunalkomplex, — und Hessens andere Städte folgten.

Und in weiter Umfassung, das inzwischen künstlerisch und kulturell Erreichte ganz Hessens in großzügigem Rahmen bindend, zeigte dann im Jahre 1908 die „Hessische Landesausstellung" eine imposante Rückschau und gab doch zugleich einen straffen Vormarschappell. Sie zu krönen, hatte Olbrich noch kurz vor seinem plötzlichen Tode den Hochzeitsturm aufgerichtet; ragend mitten aus dem Kolonieterrain, blinkt er sonnig über die Stadt hin in die liebe helle Landschaft der hessischen Rheinebene, als Wahrzeichen der erblühten Residenz — zum Gedächtnis der Vermählung des Großherzogs mit Prinzessin Eleonore zu Hohensolms-Lich, die ihm zwei prächtige Söhne schenkte. Die hohe Frau und die Prinzen sind nicht mehr wegzudenken aus dem Bild der hessischen Gegenwartsgeschichte, nicht mehr vom Bild der Fürstenpersönlichkeit des Gatten und Vaters.

War die Hessische Landesausstellung keine eigentliche der Kolonie, so sprach diese noch einmal wieder von Schönheit, behaglicher Wärme und Wohlhabenheit — im deutschen Schicksalsjahre 1914. Sie sprach nicht rückschauend oder gar in erstarrten Kategorien einer Schablone oder stagnierender Experimente. Das Junge, Neue, Kommende, war nach wie vor das Grundgesetz — wie im einst formulierten Programm. Es kam neben den klangreichen Namen Albin Müller, Körner als Architekten, Pellar, Oßwald, Jobst, Margold, Kleukens und anderen ein schroffer, vielzieliger Eigengänger wie Bernhard Hötger beredt zu Wort. Die plastische Ausgestaltung der Mathildenhöhe neben der baulichen Müllers ist vorwiegend sein Werk. In den bewährten Händen des Kabinettchefs des Großherzogs, des Wirklichen Geheimen Rats Römheld, lag die bewundernswerte Organisation dieser seit den jauchzenden Anfängen — vor zehn und vierzehn Jahren — nicht wieder so wuchtig proklamierten eigentlichen Künstler-Kolonie-Ausstellung.

Mit ihr parallel ging — es war noch einmal eine Hochflut künstlerischen Lebens in Darmstadt — die „Jahrhundert-Ausstellung 1650—1750" im Residenzschloß, dieser gewichtige Längsschnitt durch die Jahrhunderte des deutschen Barocks und des Rokokos im Bildnis. Beide Veranstaltungen nuancierten die Linien noch einmal reich und volltönig, die Darmstadt und sein Landesherr in die Kunstgeschichte eingezeichnet haben. Beide repräsentierten noch einmal greifbar, was Darmstadt leisten konnte.

Dann warf sich der Krieg auf das frohe, leichte Gebaren. Tonlos hielt es inne, wie ein abgelaufenes Musikwerk — mitten im Lied.

Darmstadt verwandelte sich in das herbe Bild der Militärstadt. Seine Physiognomie orientierte sich ausschließlich nach den unendlichen Zügen ausmarschierender Männer in Waffen, die den Rest des frohen Sommers mit sich wegnahmen.



Zum fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläum des Großherzogs Ernst Ludwig von Hessen und bei Rhein am 13. März: Der Großherzog mit seiner Familie.

Neben dem Großherzog: Erbgroßherzog Georg; vor der Großherzogin Eleonore: Prinz Ludwig. Nach einer Aufnahme des Hofphotographen Oskar Enßlinger, Darmstadt.

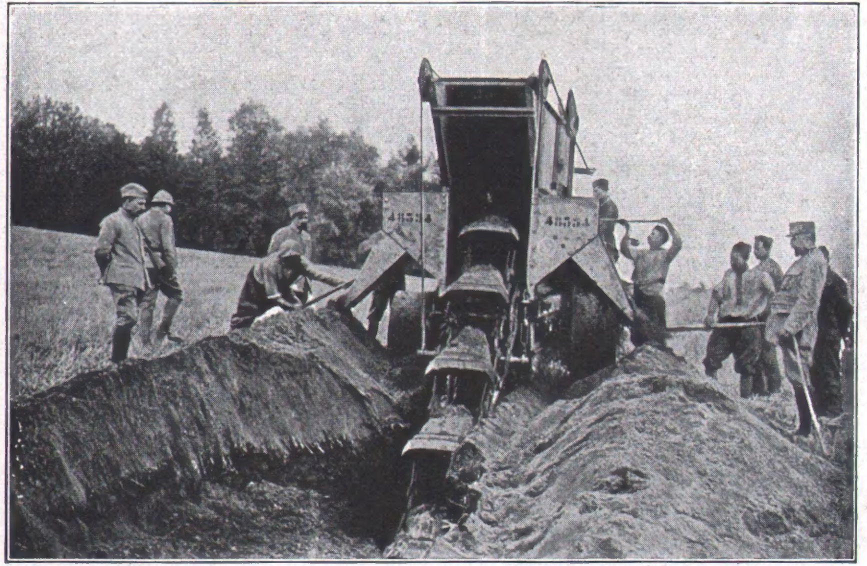
Aber gerade seit jenen vom Schmerz umwehten Tagen gewann — unerwartet wie überall — das Theater unschätzbare Bedeutung. — Man weiß: Von je war Ernst Ludwig ein Theaterfreund. Aufführbare Bühnenwerke von seiner Hand sind vorhanden; und der Musik huldigte er mit Glück und feinem Geschmack als Schaffender. Im Felde entstanden vor zwei Jahren reizende „Stimmungen für Klavier". Wilhelm Backhaus, der sich in Darmstadt niedergelassen hat, spielte sie, feldgrau, bei ihrer Uraufführung in einem Hoftheaterkonzert zu wohltätigen Zwecken. Es findet besonders die Oper im Hoftheater, vornehmlich auch dekorativ, Ernst Ludwigs teilnahmvollste Pflege. Seinen Intentionen der Förderung entspricht die Besetzung mit einem Stab von Künstlern und Musikern, der mit der Berufung Felix v. Weingartners als Generalmusikdirektor an seine Spitze repräsentative Geltung für den Wert der Darmstädter Hofoper gewonnen hat. Die vorher schon von dem Intendanten Dr. Eger bald nach seiner Berufung eingeführten Frühlingsfestspiele sind wirksame Lichter gewesen, das Augenmerk der gesamten deutschen, ja der internationalen Kunstwelt auf Darmstadt zu richten. Und im zweiten Kriegsjahre brachte Weingartner seine „Dame Kobold" zu einer froh begrüßten Uraufführung, wurden der „Parsifal" und der „Rosenkavalier" vortrefflich in Szene gesetzt und kürzlich noch die beiden Korngoldschen Einaktopern, Meisterleistungen der Darmstädter Oper unter Hofrat Ottenheimers musikalischer Führung.

Freilich: der Krieg stellt an den Regenten auch noch andere Aufgaben. Sieht man den Großherzog nicht in seiner Residenz, dann weilt er im Felde bei seinen hessischen Regimentern, hier, wie daheim verehrt, wie ein Fürst seiner Popularität nur verehrt werden kann. In der Heimat waltet die Landesmutter der vielfachen Fürsorge-Aufgaben, treu sorgend überall, Not lindernd und Wunden heilend.

Das Regierungsjubiläum ist nun herangekommen. Still und ohne Gepränge, wie der Landesherr es wünschte, feiert Hessen diesen bedeutsamen Zeitabschnitt. Aber seine Landeskinder insgesamt haben es sich nicht nehmen lassen, den Fürsten zu ehren durch ein sinniges, zeitgemäßes Geschenk: die „Großherzog-Ernst-Ludwig-Jubiläumsstiftung". Durch Spenden und Sammelarbeit wird eine Summe aufgebracht, die der Erholung und Kräftigung der hessischen Krieger dienen soll. Durch dies Werk der Liebe ist der würdigste Ausdruck dafür gegeben, wie sich Fürst und Volk in diesen fünfundzwanzig Jahren eins geworden wissen, um der Zeit des Ernstes und der großen Tat des riesenhaften Weltgeschehens gemeinsam im Opfermut zu begegnen.



Seitenansicht der Maschine.



Beim Ausheben eines Grabens.

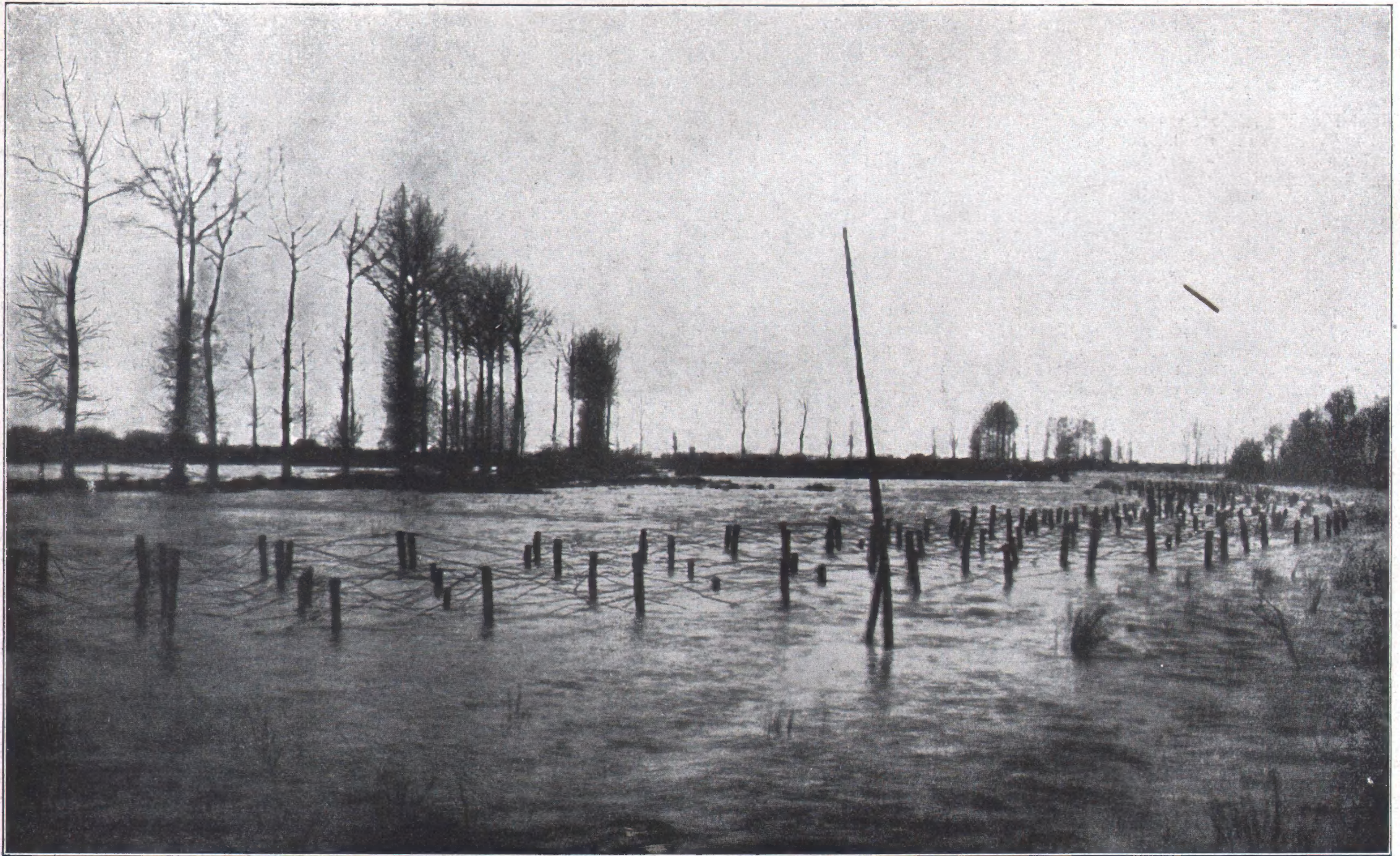
Die neue französische Schützengrabenmaschine, die dazu bestimmt ist, Schützengräben selbsttätig auszuheben.



Die Überreste des französischen Lenkluftschiffs, das in der Nacht vom 23. zum 24. Februar durch unser Abwehrfeuer in Brand geschossen wurde und, in Flammen gehüllt, niederstürzte, im Walde bei Woelferdingen, westlich Saargemünd. Beim Aufschlagen auf den Erdboden explodierte die mitgeführte Abwurfmunition. Die gesamte, aus 14 Mann bestehende Besatzung ist tot.



Aus den Kämpfen südlich von Ripont in der Champagne, wo am 15. Februar vier feindliche Linien in 2600 m Breite und 800 m Tiefe von unseren Truppen gestürmt, 21 Offiziere, 837 Mann gefangen, 20 Maschinengewehre und ein Minenwerfer als Beute eingebracht wurden: Erstürmter französischer Schützengraben der vorderen Linie auf Höhe 185. (Verlag H. Eder, München.)



Nach eingetretenem Tauwetter überschwemmte Drahtverhaue hinter der Front in Flandern.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.



Der verschärfte U-Bootkrieg: „Verlassen Sie das Schiff!" Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Professor Willy Stöwer.

Kriegslage und Kriegsaussichten.

Von Oberstleutnant a. D. Freiherrn von der Osten-Sacken und von Rhein.

Am 1. Februar ist der uneingeschränkte U-Bootkrieg erklärt worden, in der Nacht zum 13. ist die letzte Schonungsfrist abgelaufen. Wenige Tage sind seitdem verflossen, und schon machen sich die Folgen in vollem Umfange bemerkbar. Es ist nicht mehr die deutsche Flagge allein, die vom Meere weggefegt ist, wie sich England Ende 1916 stolz brüstete, heute ist vielmehr jede Flagge, selbst die der vorsichtig zurückgehaltenen „mighty armada“, vom Meere verschwunden, auf dem unsere U-Boote die unumschränkte Herrschaft ausüben. Nur wenige Schiffe wagen sich noch auf die hohe See hinaus, im übrigen liegen die Handelsflotten fast der ganzen Welt in ihren Häfen. Können wir auch nicht darauf rechnen, daß die Versenkungen in dem bisherigen Tempo weitergehen werden, so ist doch der beabsichtigte Zweck erreicht; unsere Gegner sind von dem Seeverkehr abgeschnitten. Selbst Wilsons Eintreten für den Vierverband hat daran nichts ändern können. Seine Drohungen haben sich bisher als ein „Bluff“ herausgestellt; er kann seinen Schützlingen nicht helfen, weder mit einer Armee, die Amerika ja nicht hat, noch mit einer Flotte, da die seine nicht stark genug ist, sich etwaigen Verlusten auszusetzen. Unwillkürlich muß man sich fragen, warum wir die U-Bootwaffe nicht früher schon zur Anwendung gebracht haben, wenn solche Erfolge mit derselben zu erzielen sind. Die einzige annehmbare Antwort kann nur die sein, daß die U-Boote nach ihrer Zahl und technischen Vollkommenheit bisher noch nicht auf einer solchen Höhe standen, daß man sich derartige Erfolge von ihnen hätte versprechen können. Der andere Einwand, den man gegen den U-Bootkrieg erhoben hat, daß er zu grausam sei, ist nicht stichhaltig; unsere Feinde haben den Krieg von Anfang an zu Lande und zu Wasser mit einer Nichtachtung der völkerrechtlichen Festsetzungen und einer Grausamkeit geführt, daß Deutschland von jeder Rücksichtnahme entbunden und seiner Selbsterhaltung wegen gezwungen war, die schärfsten ihm zu Gebote stehenden Waffen anzuwenden.

Und eine scharfe Waffe bildet der U-Bootkrieg. Schon in der beschränkten Weise, in der er bisher geführt wurde, hat er unseren Feinden im Jahre 1916 stetig anwachsende Schiffsverluste in einer Gesamthöhe von 2634872 t eingetragen, zu denen im Monat Januar 1917 noch weitere 439500 t gekommen sind. Wie hoch sich die Verluste im Februar gestellt haben, ist zur Zeit noch nicht bekannt; an einzelnen Tagen beliefen sie sich auf 60000 t, ein einziges U-Boot hat in 24 Stunden 52000 t versenkt. So dürfte die Monatsbeute vielleicht auf 1000000 t zu schätzen sein. Das ist eine gewaltige Zahl, zu deren richtiger Würdigung man erwägen muß, daß nach den letzten amtlichen Erklärungen seiner Minister England bei höchster Anspannung im Laufe eines Jahres überhaupt nur 1000000 t bauen kann, sowie daß es zur Zeit, nach Abzug der für Kriegszwecke erforderlichen Teile seiner Handelsflotte zur Bewältigung der dringend benötigten Einfuhr und der Kohlenversorgung seiner Verbündeten, höchstens 9000000 t zur Verfügung haben soll. Da ist das Ende bald abzusehen, wo jeder Seeverkehr aufhören wird, auch wenn ganz naturgemäß die Versenkungen nicht in der bisherigen Weise fortgesetzt werden. Unsere Gegner haben uns mit der schroffen Ablehnung unseres Friedensangebots eine zweite Kriegserklärung ins Gesicht geschleudert, nun mögen sie die Folgen tragen. Schon beginnt bei ihnen die Erkenntnis sich Bahn zu brechen, daß sie nicht klug gehandelt haben.

So stehen sie in ohnmächtiger Wut unseren U-Booten gegenüber, die selbst das „mare nostrum“ der Engländer, den Kanal, nicht verschonen, so daß auf ihm, trotz der erdenklichsten Vorkehrungen, der Verkehr kaum noch aufrecht erhalten werden kann. Dadurch wächst die Wut der Feinde immer mehr. Noch suchen sie sich mit leeren Redensarten über die Gefahr hinwegzutäuschen. Aber ein Abwehrmittel gegen sie gibt es nicht, denn sie können nicht mit der gleichen Waffe bekämpft werden. Auch ein Versuch, ihnen durch eine enge Blockade ihrer Operationsbasen den Rückweg zu versperren, erscheint wenig aussichtsvoll und gefährlich. Unsere neuen U-Boote haben ja auch einen in Zeit übersetzten Aktionsradius von 55 Tagen, der, wie wir sehen werden, zur Erfüllung ihrer Aufgabe genügen möchte. Ebenso würde eine Begleitung der Handelsschiffe durch Kriegsschiffe kaum den beabsichtigten Zweck erfüllen; ob durch die Anwesenheit der Kriegsschiffe die Gefahr wesentlich vermindert wird, ist, nach den bei der Versenkung der „Athos“ gemachten Erfahrungen, noch sehr zweifelhaft, und dann handelt es sich auch um eine so große Zahl von Handelsschiffen, daß diese gar nicht alle begleitet werden können. Allein in englische Häfen müssen wöchentlich mehrere hundert große Schiffe löschen, wenn der Bedarf gedeckt werden soll, und nicht nur um England ist ein Sperrgebiet gelegt, sondern auch um die Küsten seiner Bundesgenossen. Ihnen allen ist die Zufuhr an Lebensmitteln, Kohlen und Kriegsbedürfnissen abgeschnitten. Mag auch wirklich ein Teil der Schiffe die Fahrten wiederaufnehmen und wieder ein Teil dieser Schiffe die Bestimmungsorte erreichen, so wird dadurch doch nicht annähernd der Bedarf an Zufuhr gedeckt werden. Schon jetzt, nur wenige Tage nach der Erklärung des ungehemmten U-Bootkrieges, hat Carson, der Erste Lord der Admiralität, diesen für das schwerste und ernsteste Problem erklärt und zugegeben, daß man bis jetzt kein Mittel dagegen gefunden habe. England sieht sich heute bereits von dem Gespenst des Hungers bedroht, durch den es uns auf die Knie zwingen wollte. Um das Volk ruhig zu erhalten, dürfen keine Listen mehr über die Schiffsverluste veröffentlicht werden. Nach glaubhaften Angaben soll England zur Zeit nur noch für vier Wochen Lebensmittel haben. Mögen es auch wirklich so viele Monate sein, jedenfalls gehen die Lebensmittel rasch zu Ende. Die „Times“ vom 2. Februar bringen eine Zusammenstellung der am 31. Dezember 1916 und der am 31. Januar 1917 in England vorhanden gewesenen Bestände an Lebensmitteln, im besonderen an Fetten, die bei den klimatischen Verhältnissen Englands eine ganz besondere Rolle im Lebensunterhalt der Bevölkerung spielen. Nach dieser Zusammenstellung haben sich im Monat Januar die Vorräte an Speck, Schinken und Schweineschmalz um etwa 25, an Käse sogar um 65 vom Hundert verringert, und nur die Buttervorräte zeigen einen Zuwachs, der gegen andere Jahre aber auch um 25 vom Hundert zurückbleibt. Dabei muß man in Betracht ziehen, daß die angegebene Verringerung in dem Monat unmittelbar vor der Erklärung des ungehemmten U-Bootkrieges eingetreten ist, daher im Februar eine noch viel stärkere Abnahme der Vorräte zu erwarten steht. So ist die Hoffnung, daß der U-Bootkrieg uns zu dem gewünschten Ziel führen wird, vollberechtigt. Schon sagt die in England vielgelesene „Morning Post“: „Gelingt es Deutschland, England zur See abzuschließen und die Stimmen der Neutralen unbeachtet zu lassen, so wird es den Krieg gewinnen.“ Die gleiche Furcht klingt aus allen Erklärungen der Minister heraus. Die Sorge wegen der Verminderung des Frachtraums, die zum Verbot der Einfuhr aller nur irgend entbehrlichen Waren zwingt, wodurch 900000 t Schiffsraum erübrigt werden sollen, bildet den Grundton der letzten großen Parlamentsrede Lloyd Georges, der schon vorher in beweglichen Worten, wie man sie früher von keinem englischen Minister gehört hat, zur möglichsten Beschränkung der Lebensführung aufgefordert hat, wenn England bis zur Ernte mit seinen Vorräten auskommen soll. Und Bonar Law hat selbst den naheliegenden Vergleich mit Karthago und Rom gezogen, wobei er sich allerdings dagegen verwahrt hat, daß das englische Volk ein verfallendes sei wie einst das karthagische. Darin wird man ihm zwar beistimmen müssen, aber doch auch hinzufügen können, daß England in sehr vielen Beziehungen stehengeblieben, Stillstand aber gleichbedeutend mit Rückschritt ist. Das gilt namentlich von seiner Flotte, die jetzt das Land retten soll.

So können wir zuversichtlich auf den Tag hoffen, an dem es auch bei uns heißen wird: „Caeterum censeo Carthaginem esse delendam.“ Und es wird früher kommen, als selbst Schwarzseher in England annehmen. Je länger die Regierung zögern wird, sich auf Verhandlungen einzulassen, um so größer wird die Gefahr, daß das Volk während derselben verhungert, und um so unbedingter muß England auf unsere Forderungen eingehen. Wilson hat durch seine Parteinahme England einen schlechten Dienst erwiesen, denn die Hohlheit seiner Drohungen ist erkannt worden, und England hat auf der ganzen Welt keine Macht mehr zum Freunde, die uns ein „Halt!“ zurufen könnte. Hoffentlich wird unsere Regierung diese Gunst der Lage ausnutzen und sich nicht durch Humanitätsrücksichten leiten lassen. Die englische Regierung würde letzteres zweifellos nicht tun. So kann man jetzt wohl mit Recht sagen, was man schon so oft gesagt hat, daß der Weltkrieg seinen Höhepunkt überschritten hat und seinem für uns siegreichen Ende entgegengeht, das vielleicht ebenso jäh sein wird, wie es sein Anfang gewesen ist, denn mit England bricht der ganze Zehnverband unserer Gegner zusammen, dessen treibende Kraft es heute noch ist.

Man wird sagen, daß wir so weit noch nicht sind, daß uns inzwischen unsere Feinde auf dem Lande angreifen und schlagen können. Das ist zwar möglich, aber trotz ihrer Übermacht wenig wahrscheinlich. Wenn sie uns angreifen wollten, hätten sie es gleich tun müssen, denn sie haben keine Zeit zu verlieren. Gneisenau hat die Strategie eine Lehre vom Gebrauch der Zeit und des Raumes genannt, wobei er auf erstere das Hauptgewicht gelegt hat, da man wohl einen verlorenen Raum, aber niemals eine verlorene Zeit zurückgewinnen könne. Unter den dermaligen Umständen würde trotz des moralischen Eindrucks kein Sieg unserer Gegner den jetzt schon vorhandenen Zeitverlust ausgleichen können. Vielleicht nie hat die Zeit so gedrängt wie in dem gegenwärtigen Augenblick. Die Zeit arbeitet für den, der sie ausnutzt. Das aber tun wir, während unsere Feinde es nicht können, weil ihnen die Einheitlichkeit der obersten Leitung fehlt. Dazu kommt, daß die Verteidigung durch den heutigen Stellungskrieg ungeheuer an Kraft gewonnen hat. Es sind gewaltige, lange Zeit beanspruchende Vorbereitungen und ein riesenhafter Aufwand von Munition nötig, wenn man einen Angriff auf eine gut eingerichtete Stellung mit einiger Aussicht auf Erfolg wagen will. Und nur ein voller Erfolg bringt den Angreifer auch wirklich weiter, ein kleiner Geländegewinn lohnt nicht die furchtbaren Opfer, die er kostet, und auch nicht den erforderlichen Aufwand an Munition, die kaum minder schwer zu ersetzen ist. Aber auch mit einem vollen Erfolg ist es nicht getan. Glückt der versuchte Durchbruch wirklich, so stößt der Angreifer bald auf eine neue, ähnlich eingerichtete Stellung, und das alte Spiel beginnt von neuem. Diese langen, ununterbrochenen befestigten Linien, hinter denen sich immer wieder neue entlang ziehen, sind elastisch, sie zerreißen nicht. Selbst der einzige in diesem Kriege gelungene Durchbruch, der von Tarnow-Gorlice, hatte schon am San an Wirkung eingebüßt, so daß es schwerer und zeitraubender Kämpfe bedurfte, bis Galizien ganz vom Feinde befreit werden konnte. Und dazu kommt noch ein anderer Umstand, der einem schnellen Verlauf der Operationen entgegensteht. Im Zeitalter der Millionenheere, die nicht auf einem einzigen Schlachtfelde vereinigt werden können, wird jeder Sieg immer nur ein Teilsieg bleiben, eine Niederlage leichter auszugleichen sein. Der einzelne Sieg hat gegen früher an Bedeutung verloren. Es wird vieler Siege und somit auch längerer Zeit bedürfen, bis der Endzweck, die Niederwerfung des Gegners, erreicht wird. Nach den bisherigen Erfahrungen würden unsere Feinde selbst bei fortgesetzten Siegen einer schier endlosen Zeit benötigen, um nur bis an die Grenzen Deutschlands zu kommen. Diese Zeit aber haben sie nicht, ganz abgesehen davon, daß Deutschland dann noch immer nicht niedergeworfen wäre, sowie daß sie voraussichtlich überhaupt nicht mehr die Kraft hätten, dieses Ziel zu erreichen.

Das sagen sie sich auch, trotz aller Großsprechereien. Darum wollen sie auch wohl, wenn überhaupt, so auf allen Fronten gleichzeitig angreifen, um uns zu verhindern, nach den Punkten ihrer etwaigen Erfolge Verstärkungen heranzuziehen. Aber im Zeitalter der Luftaufklärung sind die Vorbereitungen schwer zu verbergen, die beabsichtigten Hauptangriffsrichtungen werden wir voraussichtlich immer erfahren. Und dann sind die Feinde auch zur Zeit anscheinend noch nicht in der Lage, eine allgemeine Offensive zu unternehmen. Die Erklärung des uneingeschränkten U-Bootkrieges ist ihnen zu überraschend gekommen. Noch reisen ihre Führer umher, um den einheitlichen Angriff festzusetzen. Es fehlt ihnen vielleicht auch noch an der nötigen Munition. England hat ja gewaltige Vorräte fertiggestellt, ob aber auch Frankreich und Italien schon genügend Munition haben, ist zweifelhaft, während Rußland daran bestimmt empfindlichen Mangel leidet. Anscheinend war die General-Offensive unserer Feinde wohl erst im Frühjahr, d. h. am Ende der Periode der „Unwegsamkeit“ des östlichen Kriegsschauplatzes, beabsichtigt, und nun hat ihnen die plötzliche Erklärung des ungehemmten U-Bootkrieges einen dicken Strich durch die Rechnung gemacht. Die Hoffnung, ihre Kriegsvorräte aus dem neutralen Auslande und aus Amerika rechtzeitig ergänzen zu können, ist buchstäblich ins Wasser gefallen. Dabei wissen sie ganz genau, daß jetzt auch wir reichlich mit schwerer Artillerie und Munition versehen und an allen Stellen auf einen Angriff vorbereitet sind, daß ihr eigener Munitionsbedarf daher auch ein noch größerer sein wird, als er schon in der Sommeschlacht gewesen ist. Die Zeit drängt wie nie, und doch sind schon über drei Wochen seit der Erklärung des ungehemmten U-Bootkrieges vergangen, ohne daß ein großer Angriff erfolgt wäre. Sollte jener das schon bewirkt und unsere Feinde in ihrer Zuversicht und ihrem Entschluß schwankend gemacht haben? Ganz unmöglich ist das trotz der schon gemeldeten umfangreichen Truppenverschiebungen nicht, wenn man auch annehmen möchte, daß sie, ungeachtet der geringen Aussichten auf Erfolg, auch das Letzte noch versuchen und die ungeheuren Opfer eines Angriffs mit in Kauf nehmen werden. So können die zum Teil schon recht lebhaften Kämpfe, die sich jetzt im Westen abspielen und im allgemeinen als der Auftakt zu einer neuen großen Offensive unserer Feinde angesehen werden, ebensogut weiter nichts bezwecken, als unsere Heeresleitung zu bewegen, von einer eigenen überraschenden und darum so erfolgreichen Offensive abzustehen, wie sie die Winterschlacht in Masuren, der Durchbruch von Tarnow-Gorlice und die Feldzüge in Serbien und Rumänien gezeigt haben.

Die Möglichkeit eines solchen Unternehmens von unserer Seite schwebt den Feinden wie ein Schreckgespenst vor. Sie hat auch manches für sich. Unsere oberste Heeresleitung wie unser ganzes Heer sehnen sich nach dem Augenblick, da sie, der Fesseln des Stellungskrieges ledig, ihre überlegene Eigenart im Bewegungskriege werden zur Geltung bringen können. Auch nur der Angriff kann einen vollen Sieg bringen, die Verteidigung dagegen höchstens Zeit gewinnen. Außerdem zwingt der Angriff den Gegner, auf die Pläne des Angreifers einzugehen, auf die eigenen zu verzichten. Daß unsere Heeresleitung es noch immer verstanden hat, wunde Punkte beim Gegner herauszufinden, hat sie bewiesen. Und auch das hat sie gezeigt, daß sie trotz unserer zahlenmäßigen Unterlegenheit noch immer genügend Kräfte für eine derartige Offensive verfügbar zu machen verstanden hat. Wie anders dagegen bei unseren Feinden! Unseren vereinzelten Mißgriffen an der Marne, an der Yser und bei Verdun stehen unzählige feindliche gegenüber, alle hervorgegangen aus einer zum System erhobenen Unterschätzung unserer Kräfte. Das ist der größte Fehler, in den eine Heeresleitung verfallen kann. Die Möglichkeit des Erfolges ist ja, wie Clausewitz gesagt hat, das erste Gesetz. Der junge General Bonaparte hat der Beachtung dieses Grundsatzes seine schönsten Erfolge zu danken gehabt, der gereifte, aber vom Glück verwöhnte Kaiser Napoleon ist an seiner Nichtbeachtung gescheitert. Den gleichen Gedanken wie Clausewitz hat Moltke mit seinem Wort „Erst wägen, dann wagen“ zum Ausdruck gebracht. Daß unser Feldmarschall Hindenburg die volle Wahrheit dieses Ausspruches erkannt hat, das beweist der ganze Verlauf des Weltkrieges, der ihn auch bereits im Jahre 1914 als einen Meister in der Ausnutzung der Zeit gezeigt hat. So brauchen wir uns nicht seinen Kopf zerbrechen. Wir wissen unser Geschick in seinen Händen gut aufgehoben.

Und wenn Hindenburg überhaupt nicht an eine Offensive denkt? Auch das ist möglich. Er wird ja auch nicht von der Zeit gedrängt, wie dies bei unseren Gegnern der Fall ist. Es ist ja außerdem nicht unser Land, in dem wir Krieg führen. Dazu genießt er bei Heer und Volk ein blindes Vertrauen, das, wie sein Rückzug aus Polen Ende Oktober und Anfang November 1914 bewiesen hat, selbst dann nicht erschüttert werden würde, wenn er abermals vor der Übermacht zurückweichen müßte. Vielleicht will er aber auch im Vertrauen auf den baldigen Erfolg des uneingeschränkten U-Bootkrieges die mit einer Offensive verbundenen Opfer sparen. Ist England erst zum Frieden gezwungen, dann schwindet auch für unsere übrigen Feinde die letzte Aussicht auf einen günstigen Ausgang des Krieges. Dann müssen sie Frieden machen, je eher, desto besser für sie, denn die Niederlagen, die sie dann zweifellos erleiden werden, werden die Friedensbedingungen immer mehr verschärfen. Wie die Lage zur Zeit ist, werden wir den Krieg voraussichtlich gewinnen. Noch zu keiner Zeit, selbst in den Tagen vor der Marneschlacht nicht, hat er für uns so günstig gestanden wie augenblicklich. Damals drohte Frankreich der Zusammenbruch, heute steht England auf demselben Punkt, und dieses ist der Hauptfeind, dessen Niederlage ausschlaggebend ist. Der grausame Bundesgenosse, den es gegen uns zu Hilfe gerufen, der Hunger, hat sich gegen England selbst gewandt. Es klingt wie eine Ironie, daß die erste Seemacht der Welt durch unsere kleinen U-Boote bezwungen werden soll, und doch erinnert es an das Schicksal Karthagos, das in der alten Welt eine ähnliche Stellung einnahm, bis sie ihm Rom entriß, das bis dahin ausschließlich Landmacht gewesen war. So dürfen wir hoffen, daß das Jahr 1917 den Frieden bringen wird, einen deutschen Frieden, der die gebrachten Opfer lohnen, unser Vaterland vor der Wiederholung des gegen dasselbe gerichteten Völkerkomplotts schützt und es einer Blütezeit gleich der vor dem Ausbruch des Weltkrieges entgegenführt.



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Straßenbau in den Vogesen.

Nach einem Aquarell für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem im Westen zugelassenen Kriegsmaler Paul Hey.

Sappenkrieg.

Von Paul Krah, zur Zeit im Felde.

Ein letzter Angriff hatte uns in den Besitz eines wichtigen Höhenrückens gesetzt, ohne uns aber den Einblick in die folgende Schlucht zu gewähren. Auch lag unsere Stellung noch so weit von der feindlichen entfernt, daß die beiderseitige schwere Artillerie die feindlichen Linien befeuern konnte, ohne die eigenen Gräben zu gefährden. Aus diesem Grunde begann Franzmann noch früher als wir, sich durch Sappen an uns heranzuarbeiten, um dann vorne die Sappenköpfe zu einer neuen Stellung zu verbinden.

Unbeweglich, kaum von der Umgebung zu unterscheiden, standen die Posten in ihren Auftritten, während der Offizier vom Grabendienst, eingehüllt in seinen Mantel, gefolgt von einem Unteroffizier, durch den Graben schritt. Bleich und fröstelnd hüllte der Mond alles in ein ungewiß verschwindendes Licht, ließ aber kaum auf 20 m die Form eines Gegenstandes erkennen. Dann und wann knallte dumpf der Abschuß von einem oder mehreren Geschützen durch die Nacht; das bekannte zischende Heulen und Summen zog über unsere Köpfe, um irgendwo hinter den Linien mit krachender Explosion zu enden. Eben standen die beiden, Offizier und Unteroffizier, hinter einem Posten, als sich dieser umdrehte und sie leise heranwinkte. Interessiert stiegen sie auf den Postenstand, und „Horchen!“ flüsterte ihnen der Mann leise zu. Dicht angelehnt an die Grabenwand, lauschten sie gespannt in das von fahlem Mondlicht erhellte Vorgelände und sahen dann erstaunt und zweifelnd einander an. Was war das? — Aus unmittelbarer Nähe erklang von vorne das Pickeln und Schaufeln, wie es beim Ausheben eines Grabens in hartem Boden laut wird. Franzmann an der Arbeit! — Was sollte das wieder werden? — Das Licht einer abgeschossenen Leuchtkugel ließ nichts erkennen. Es blieb also nichts übrig, als den Tagesanbruch abzuwarten, um dann bei hellem Licht mittels des Grabenspiegels die Art der begonnenen Arbeit festzustellen. Diese

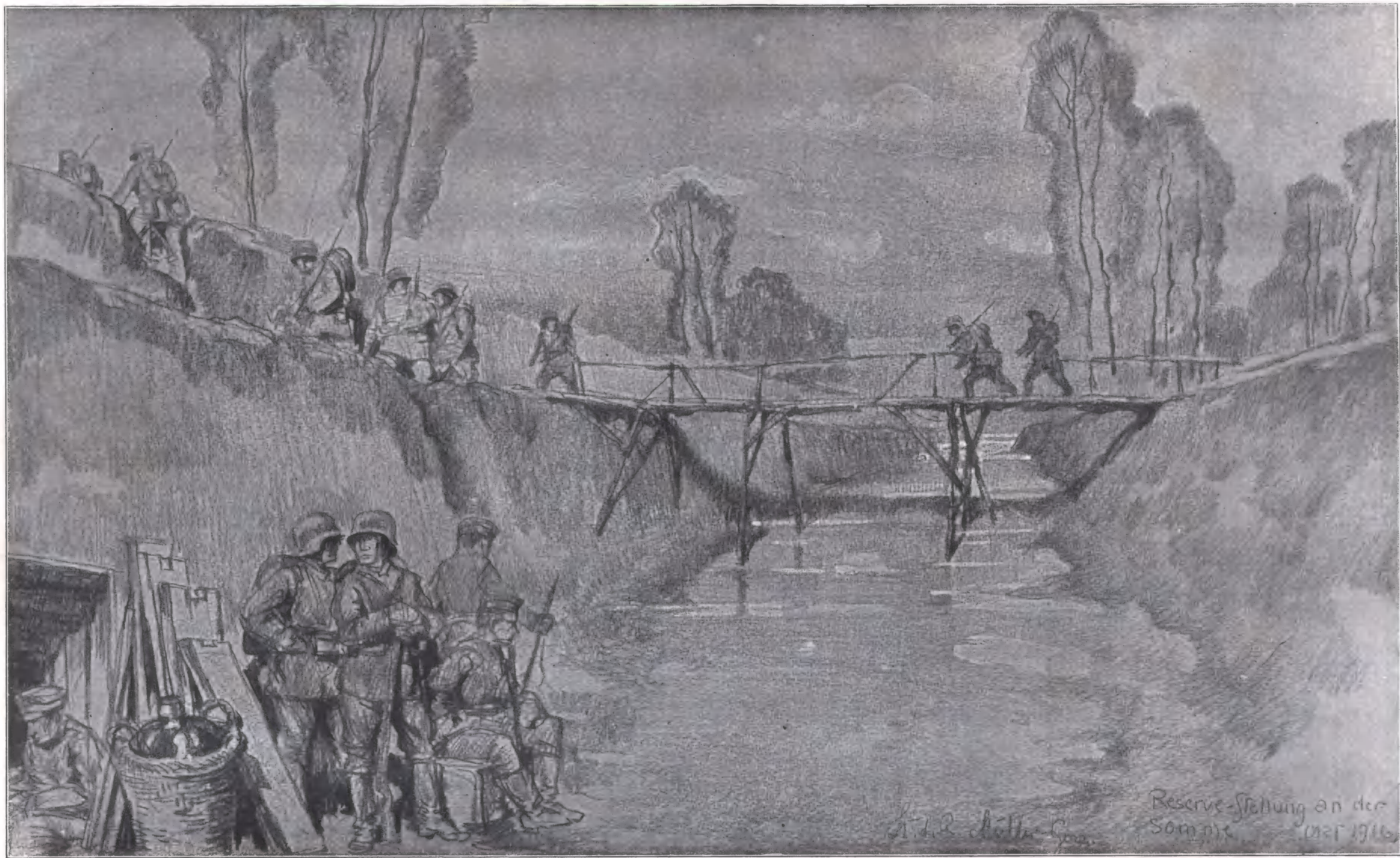


Deutsche Stellung am St-Pierre-Vaast-Wald.

Scheitern eines französischen Angriffs am St-Pierre-Vaast-Wald am 13. Oktober 1916.

Aus dem Kampfgebiet an der Somme.

Nach Zeichnungen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Leutnant d. Ref. Willy Müller-Gera.



Aus dem Kampfgebiet an der Somme: Eine deutsche Reservestellung an der Somme. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Leutnant d. Res. Willy Müller-Gera.



Die unversehrten Getreidespeicher im Donauhafen von Braila.

Feststellung hatte das für uns nicht nur überraschende, sondern auch unangenehme Ergebnis, daß der Gegner sich durch eine Sappe so nahe an uns heranzuarbeiten versuchte, daß er uns beim Ausbau des gewonnenen Sappenkopfes zu einer Stellung den ganzen rechten Flügel bequem flankieren konnte. Dem mußte vorgebeugt werden, und zwar durch eine Sappe unsererseits, die ihn von rechts umfaßte.

Das erste tiefe Dunkel der beginnenden Nacht lag über den Höhen, da standen sie drinnen bereit: drei Pioniere, der Unteroffizier mit zwei Infanteristen. Bewaffnet mit Dolch und Handgranaten, kroch der Unteroffizier, eng angedrückt, über die vordere Deckung. Schlangenartig arbeitete er sich von einem Granattrichter zum andern, jede Deckung geschickt benutzend. Ebenso vorsichtig und gewandt folgten ihm die anderen auf demselben Weg mit Spaten und Hacken. Unbemerkt kam der Vorderste bis an das Drahtverhau zwischen den Linien, unbemerkt verteilten sich die fünf auf dem eben zurückgelegten Weg, und während sich der Unteroffizier vorne



Marktplatz in Dobritsch.



Am türkischen Zeitungsverkäuferstand in Schumen.



Straße im Türkenviertel von Schumen.

an dem seitwärts gelegenen Rand eines großen Granattrichters auf schützende Lauer legte, begannen hinter ihm die anderen emsig wie Ameisen mit Pickeln und Spaten Verbindung von einem Loch in das andere zu graben. Mit brennenden Augen durchforschte der Lauernde die Dunkelheit. Ein leis klingendes Geräusch am Drahte bezeugte, daß auch der Gegner schon auf der Lauer war und ihn nur ein dünner Erdaufwurf von dem feindlichen Beobachter trennte. Mit dem linken Arm lag er auf frisch aufgeworfener Erde, die offenbar von den emsigen Arbeiten des Gegners herrührte. Bis jetzt aber hatte Franzmann noch nicht gewagt, seine Arbeiten fortzusetzen. Sie schienen drüben auch etwas von unseren Arbeiten bemerkt zu haben; denn zwei Leuchtkugeln zischten nacheinander in die Höhe und erhellten, graziös an den Fallschirmen herunterschaukelnd, das ganze Gelände. Die fünf Arbeitenden waren verschwunden, kein Späher hätte ihre an den Erdboden angeschmiegten Körper entdecken können. Und doch! Als das helle Magnesiumlicht erloschen war und sie sich im Schutze der wiedereingetretenen Dunkelheit zur Arbeit erhoben, blitzte es, dreimal krachend, kurz vor ihnen auf, und die umherspritzenden Steine und Erdklumpen zeigten, daß die Kugeln ihr Ziel nicht weit gefehlt hatten. Aber ruhig setzten sie ihre Arbeit fort, wußten sie doch: dort vorne liegt einer, der ist uns Sicherung genug! — Trüb und verschlafen, mit rötlichem Gesicht stieg der Mond empor zwischen schwarzen jagenden Wolken. Stunden schienen dem lauernden Posten vorne die einzelnen Minuten. Schwer lag ihm die feuchte Luft auf dem Körper, fröstelnd drang ihm die Nässe des Bodens bis auf die Haut, aber immer lag er unbeweglich und horchte und spähte. Höher und höher stieg der Mond, die fünf unermüdlichen Arbeiter waren beinahe im Erdboden verschwunden, Mitternacht mußte nach Schätzung des Lauschers schon nahe sein. Krach! Krach! — sauste es ihm um den Kopf; wie von einem Faustschlag zurückgeschleudert, rollte er auf den Boden des Trichters, raffte sich auf, war mit einem Sprung hinter der nächsten Deckung und lag da, horchend und wartend, was nun kommen würde. Aber es blieb ruhig. Offenbar hatte Franzmann durch die Handgranaten nur die Arbeiten stören wollen. Nach einer weiteren knappen Stunde war ein, wenn auch flacher Verbindungsgraben nach der Stellung geschaffen. Die ablösenden Arbeiter brauchten nicht mehr über Deckung zu gehen. Als dann der Graben auch nach vorne durchgestochen war bis zu dem großen Trichter, in dem bis jetzt der Unteroffizier auf Posten gelegen hatte, und der als Sappenkopf ausgebaut werden sollte, war die Aufgabe des Lauschers erledigt. Er ging zurück, und Sappenposten zogen in ihren neu geschaffenen Stand ein.

Der nächste Tag zeigte dann den Erfolg der Arbeit. Die neue Sappe war noch bis über den von Franzmann beabsichtigten Sappenkopf herausgetrieben. Wenn er auch wirklich versuchen wollte, unter unserer ständigen Beunruhigung an seinem geplanten Werk weiterzuarbeiten, so konnte er doch den Sappenkopf nicht mehr zu einer uns so gefährlichen Stellung ausarbeiten. Der Zweck unseres Werkes war erfüllt.



Türkisches Kaffeehaus in Schumen.

Der Krieg gegen Rumänien: Aus der eroberten Dobrudscha.



Aus dem befreiten Siebenbürgen: Straße in Heltau.

Nach einem Aquarell für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem auf dem rumänischen Kriegsschauplatz weilenden Mitarbeiter Albert Reich.



Aus den Kämpfen vor Bukarest: Vergeblicher Versuch der Rumänen, im deutsch-

Für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ nach dem Leben gezeichnet von dem auf dem



deutsch-türkischen Granatfeuer bei Epuresti einen Nebenfluß des Arges zu durchqueren.

auf dem rumänischen Kriegsschauplatz zugelassenen Kriegsmaler Professor Hugo Ungewitter.



Ausblick auf die Brückenschanze bei Usciezko.



Infanteriestellung am Dnjestr bei Beremiany.

Bei unseren österreichisch-ungarischen Verbündeten in Ostgalizien.

Nach Steinzeichnungen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsmaler Rudolf Hanke.

Zum Wechsel in der Leitung der österreichisch-ungarischen Marine.

In den ersten Morgenstunden des 8. Februar wurde Großadmiral Anton Haus in Pola seiner erfolgreichen Tätigkeit durch den Tod entrissen. Er war der erste in der österreichisch-ungarischen Marine, der diese Würde bekleidet hatte, da sie erst während des Weltkrieges geschaffen worden ist, in welchem sich Haus unsterbliche Verdienste erworben hat. Aber auch im Frieden hatte er schon eine außergewöhnliche Rolle gespielt. Im Jahre 1912 war die Stelle eines Flotteninspektors gegründet worden, zu der er berufen wurde. In dieser Eigenschaft erschien er schon damals zum künftigen Flottenkommandanten bestimmt. Nach dem Tode des Großadmirals Haus ernannte Kaiser Karl den Vizeadmiral Maximilian Njegovan zum Flottenkommandanten.

Maximilian Njegovan hat sich seit langem schon in der Führung des Kommandos bewährt. Im Jahre 1858 in Agram geboren, wurde er 1877 nach Absolvierung der Marineakademie in Fiume Seekadett. Er war bereits 1900 Korvettenkapitän und wirkte 1906, zum Linienschiffskapitän befördert, als Vorstand der Operationskanzlei der Marinesektion im Kriegsministerium. Später kommandierte er die Reserve-Eskader und übernahm 1913 das Kommando des ersten Geschwaders und der ersten Division der aktiven Eskader. Als Präses des marinetechnischen Komitees wurde Njegovan 1913 Vizeadmiral und erhielt bei Ausbruch des Weltkrieges ein höheres Kommando in der Flotte, die nun durch seine soeben vollzogene Ernennung ganz seiner Führung anvertraut wurde. C. J.



Admiral Maximilian Njegovan,

wurde an Stelle des verstorbenen Großadmirals Haus zum österreichisch-ungarischen Flottenkommandanten ernannt. Nach einer an Bord des Flaggschiffes 1916 geschaffenen Zeichnung von Oskar Brüch, k. u. k. Hauptmann d. R.



Generalmajor v. Berendt,

im Frieden Kommandeur des Garde-Fußartillerie-Regiments in Spandau, erhielt den Orden pour le mérite. (Phot. Kaufhaus des Westens, Berlin.)



Oberst Hell,

Chef des Generalstabes einer Heeresgruppe, erhielt das Eichenlaub zum Orden pour le mérite.

Eine Nacht im Dante-Schloß.

Eine Erinnerung an die Beschießung Duinos am 3. Februar 1916. Von Dr. Ernst Decsey.

Die Dämmerung stieg mit ihren gelben, wüstenroten, glasgrünen Schärpen langsam aus dem Meer, der Abend mit seiner kühlen Luft kam über das Land, als wir uns dem zerstörten Schloß näherten. Man konnte es nur in der Nacht besuchen.

Vor drei Tagen hatte der Italiener plötzlich mit schwerem Geschütz begonnen. Der erste Schuß traf das Meer. Der Verwalter, Herr Petter, beachtet ihn nicht. Er ist jung und hört das Schießen alle Tage. Das war etwa um ein Uhr dreißig. Das Mittagessen bleibt ungestört. Zwanzig Minuten später die zweite Granate ... In den Schloßgraben. Um zwei Uhr zwanzig die dritte, und sie trifft. Und nun laufen die Treffer mit der Uhr — die Entfernung ist lächerlich gering —: zwei Uhr dreißig, zwei Uhr fünfzig und so fort, bis sieben Schüsse fast eine halbe Million Werte zerstört hatten.

Der Verwalter war in meine Station heraufgekommen, noch ganz verstört ... und floh wieder zurück ins Schloß, das er bis zum Äußersten zu hüten dem Fürsten freiwillig in die Hand hinein gelobt hatte. Er nahm mich als Begleiter mit.

In einer uralten Kutsche rumpeln wir langsam draußlos. Aus einem Haus an der Straße tritt ein Kamerad, ein Artillerieoffizier. „Wohin?"

„Duino!"

Er zuckt die Achseln, schaut zum Himmel ... Der Abend ist klar, der Italiener eingeschossen. Es ist nicht ganz geheuer. „Fahr lieber morgen früh!" — „Morgen früh?" Aber ich sehe Herrn Petter in der Kutsche, den alten Giovanni auf seinem Bock ... und würde mich vor ihnen schämen. Wir fahren weiter. Die Gelegenheit ist zu verlockend. Wer weiß, was morgen früh ist ... Der Wagen rumpelt laut, man kann sich nicht verständigen ... nicht hören, was draußen vorgeht ... und diese Langsamkeit! Da hält er an. Ein paar Kameraden, die einen Abendbummel auf der Straße machen. Gott sei Dank: wir können aus dem Wagen. Ah, es ist kühl ... Zu Fuß geht's weiter. Manchmal bleiben wir an Granatlöchern stehen. „Wo's einmal eingeschlagen hat, da kommt's kein zweites Mal hin", sagt jemand. — „Ist das ein Naturgesetz?" fragt ein anderer. Die Kameraden verlassen uns. Mit ihnen das Sicherheitsgefühl. Und so in einem fortwährenden Gefühlswechsel wandern wir hinab. Das Schloß — kann es uns schützen heute nacht? — — — —

Von der Straße aus sieht man die schweren, dunklen Mauermassen, in denen kein Riß, keine Lücke zu sein scheint. Die altgewohnten, vertrauten Umrisse, die malerischen Zinnen und Zacken ... wir treten in den gewaltigen Torvorbau, eine Kyklopenwölbung, durch die, schluchtartig eingeschnitten, der Weg hinaufführt. Im Bogen herum liegen wie kleine Kastelle die Wirtschaftsbauten, alle schwerstes Mauerwerk, oft getroffen und dennoch voll Widerstand. Wir gehen die schöne Schloßauffahrt hinan ... dunkle Zypressenkegel ragen in die Luft ... ein weiter Hallenbogen nimmt uns auf ... ein paar Schritte ... wir halten unter den alten Arkaden und blicken hinaus in den Hof. Links der Schattenriß des düster ragenden alten Diokletian-Turms, rechts eine unkenntliche Mauermasse — dazwischen eine Leere und Helle ... das Meer. Von hier aus sah man früher nicht das Meer. Hier stand eine Kapelle. Jetzt ist sie weggerissen wie ein paar Zähne aus einem Gebiß ... nichts ... und beim schwachen Schein des halben Monds sehen wir den romantischen Hof, dessen Mauern vielhundertjähriger Efeu überklettert, erfüllt von Balken, Steinen, Scherben, Eisenstücken, Schutt und Trambäumen, ein dunkles Gewirr von Dingen, die um so unheimlicher wirken, als man einzelnes nicht erkennen kann.

Wir gehen ins erste Stockwerk. „Gehen" kann man es wohl nicht nennen: der Verwalter gibt mir die Hand — er findet sich auch im Dunkeln zurecht — und schleift mich nach. Der Fuß tritt fortwährend auf Scherben, fortwährend knirscht es unter der Sohle, und wenn das Mondlicht manchmal durch einen Mauerriß hereinfällt, sieht man ein grauenhaftes Schiefhängen von Pfosten, durchkreuzt vom Sparrenwerk geborstener Zimmerdecken. Man muß sich durch die Schuttmassen förmlich durchwinden. Oft müssen wir haltmachen, denn der Führer findet selbst den Weg nicht mehr ... dann wieder hat er sich die Hand zerschnitten, überall starrt es ja von Glassplittern ... wir schwitzen und keuchen durch die dicke Staubluft. So geht es fort durch den Irrgarten von Trümmerwerk — da treten wir aufatmend ins Freie. Wir sind auf dem berühmten Schloßbalkon: Der schmale Mond, von dessen Sichel an unsichtbarem Faden eine goldene Spinne herabzuhängen scheint: die leuchtende Venus ... Nachtfrieden über dem fernhinschweigenden Meer ... ein silberschimmernder Streifen, der leise auf der Fläche zittert, das Widerspiel des Mondlichts, ist das einzig Lebendige. Wie schön!

Eine dunkle Klippenmasse mit einem schwarzen Höcker schiebt sich in das Meer vor. Hierher hatte Livia, des Augustus Frau, ihr Haus gebaut, hierher in den Strandfrieden, an das gesegnete Wein- und Lorbeerufer. Nun ist das Haus längst zur Ruine zerfallen. Eine zweite, kleinere Klippe schiebt sich unten dunkel vor: auf diesem Fels soll der Dichter gesessen und in das Land hinübergeträumt haben, das ihn verbannte, verstieß ...

Diese Beschießung des Schlosses war die dritte, die es durchmachte. Als sie — vor drei Tagen — begann, zertrümmerte der erste Treffer das alte Medaillon des Dichters, das oberhalb der Toreinfahrt angebracht war. Es fiel in Scherben herab. Der Verwalter ging hinaus, und als er die Trümmer sah, hob er sie auf, um sie vollends zu zerschlagen oder sie in Zorn und Erbitterung



Feldmarschalleutnant Alexander v. Szurmay,

der heldenmütige Verteidiger des Uzsoker Passes, wurde zum Honvedminister ernannt. Nach einer Zeichnung von kgl. ungar. Honved-Oberleutnant d. R. Stefan Zádor.

an die Mauer zu schleudern ... aber er legte sie wieder hin. Er besann sich.

Und der einfache Mann sagte sich in dieser schweren Stunde: Nein, nicht zertreten! Dante gehört nicht ihnen, nicht ihnen! Dante gehört der Welt! Und wenn er Italien erlebte, wie es heute ist — er kehrte ihm schaudernd den Rücken und flöhe, arm und einsam, in freiwillige Verbannung, um das bitter gesalzene Brot der Fremde zu essen ... So handelte der Verwalter. Dieser erste Treffer erschien ihm wie ein Sinnbild. Und sie schossen weiter, weiter und konnten doch nicht mehr zertrümmern, als sie schon zertrümmert hatten: das Bild des Mannes, der die „Divina Commedia" geschaffen. Und zu dieser Merkwürdigkeit kommt noch eine zweite: nachdem die Beschießung vorüber war, zeigte sich unversehrt und unverletzt ein zweites Medaillon, das einen Toreingang — zur Erinnerung an ein Besitzergeschlecht — schmückt: das Wappen der Hohenlohe, der Phönix ...! Muß man nicht sagen: Der Italiener hat sehr gut geschossen! Er traf, was er gewiß nicht treffen wollte, seinen Dante, und verfehlte, was er gern getroffen hätte, unser Wappen!

Wir wandern zurück, schleichen uns durch das mannshohe Gestrüpp von Holz-, Glas- und Eisenspitzen. Manchmal zögert der tastende Fuß: der Boden fehlt ... zerlöchert ...! Dann geht's vorsichtig weiter ... wie über ein Feld von zerschlagenen Flaschen. Hier war einmal ein Speisesaal, jetzt scheint es ein Kellerraum zu sein, in dem Narren Möbel- und Mauertrümmer umhergeschmissen haben ... dann der Rote Salon, die Bücherei, die einst Wunder an alten Handschriften, an Pergamenten barg, köstliche Stücke aus dem vierzehnten, aus dem fünfzehnten Jahrhundert, als die Tybein und Torre noch Herren von Aquileja waren. Zum Glück waren die Handschriften schon vorher weggeschafft worden sowie die kostbaren Briefe (Maria Theresia, Napoleon u. a. m.) und die Rubens und Tintoretto aus der Bildergalerie. Auch im Grottensaal scheinen Narren herumgedroschen zu haben ... es war ein Saal mit farbigen Fenstern, wenig bedeutend durch seine Architektur und Einrichtung, aber bedeutend durch die Erinnerung, denn die Künstler, die Gelehrten fast aller Länder haben hier als Gäste der Fürstin geweilt. Jetzt sieht man an der Wand, im Mondlicht schwach gleißend, ein metallisches Blinken: einige Bomben sind aufgestellt, Hülsen, Blindgänger, darunter Kerle von der Größe eines Mannes.

Wir treten noch einmal unter die Arkaden. Schauen noch einmal starr und schweigend in den Schloßhof. Dort fehlt die Kapelle ... man blickt ins Leere. Ein einziger Treffer hat diesen Trakt, diesen alten Kultbau weggeschlagen. Das schreibt sich so leicht hin, das spricht sich so leicht aus. Aber wer es nicht gesehen hat, weiß nicht, was Krieg ist. Eine grauenhafte Beklemmung überfällt mich plötzlich, lähmt mich ... da ich diesen dunkeln Hügel von Trümmern sehe und dahinter die hausbreite Lücke. Ich habe mancherlei von diesem Krieg gesehen: nichts reicht an diesen niederschlagenden Eindruck heran.

Der Verwalter kann noch immer nicht zusammenhängend davon erzählen. Die Stimme bricht ihm, die Gedanken jagen durcheinander, er kann keinen Satz vollenden. Ich entnehme seinen hastigen Worten ungefähr das: Er war im Keller, als der dritte Treffer einschlug. Er hielt es unten nicht aus — das Schloß ist ihm anvertraut, er muß sehen, was geschehen ist. Er läuft hinauf, geht über den Hof und betritt die Kapelle. Hier waren noch einige Stücke zu bergen. In der Mitte der Kapelle hängt ein Bildnis der heiligen Anna. Es kam ihm vor, als blicke ihn die Heilige an, als wolle sie zu ihm sprechen ... Er hört eine innere Stimme: Geh weg von hier, geh weg ...! Er ist kein furchtsamer Mann, hat sich in zwei Beschießungen an das Aufkrachen, Entzweikrachen und Empordonnern einspritzender Granaten gewöhnt. Aber diese Stimme ... Und er springt zurück über den Hof, dem Keller zu, geht die Stiege hinab, ist gerade auf der dritten Stufe — als ein so furchtbarer Schlag erfolgt, als berste der Schloßfelsen in den Grund hinein. Alles umhüllt sich mit Nacht, schwarze Brandwolken wälzen sich schwer in den Keller, ein gasiger Gestank sticht in die Kehle ... er taumelt ... kann nicht atmen ... ringt nach Luft ... verliert die Sinne. Als es vorüber ist, kriecht er zitternd hinauf — die Kapelle ist nicht mehr da. Der vertraute Anblick des Schloßhofs ist verschwunden. Das ist ein anderer Hof. Man sieht die roten Klippen von Sistiana, sieht das Meer, von wo aus man es nie gesehen hat. Und der treue Mann, der das Weinen nicht kannte, bricht in Tränen aus. Noch tagelang geht er wie irr umher, kann nicht essen, nicht schlafen. Er kann nur arbeiten. Er birgt in drei Nächten alles, was noch an Möbeln und Wertstücken zu bergen ist; er schafft wie ein Packknecht und bringt das anvertraute Gut mit einigen Helfern auf Wagen fort. Dann erst kann er wieder unter Menschen gehen, dann erst besinnt er sich auf sich selbst. Er will einen Brief schreiben ... aber die Hände zittern. Und immer wieder werden seine Augen naß: daß er das Schloß nicht mit seinem Körper schützen konnte ...! Und dann flüstert er von seiner wunderbaren Rettung. Eine Minute später — und er wäre in tausend Blutfetzen zerrissen worden ... Und nicht weit vom Schloß wohnt ein braves Geschöpf, seine Braut, die dort ihr Haus, ihre Wirtschaft unter Sorgen versieht und nun die Beschießung gehört, den Rauch zum Himmel fliegen gesehen hat, und die wußte: Er verläßt sein Schloß nicht ...! Der Krieg hatte die beiden Leute zusammengeführt, und ihre Brautzeit wurde zur spannenden Novelle.

„Die innere Stimme hat mich gerettet, die innere Stimme ..."

Wer diese dankdurchzitterten Worte vernommen hat und vor sich die Wirkung der Granate sah, die ein Haus abriß — der ist nicht gestimmt, gegen den Aberglauben im Krieg etwas zu sagen ... Was sind wir? Stehen wir in der Hut überirdischer Mächte? Folgen wir Gesetzen oder Zufällen? Oder ist der Zufall unser Gesetz? Kann es nicht wieder einschlagen wie vorgestern? Gerade jetzt in diesem Augenblick? Gerade auf uns beide her? Wenn's denen drüben nun einfallen sollte, zu schießen — wird der Zufall für uns sein, gegen uns? Gilt das „Naturgesetz" des schon beschossenen Punktes? Ja, unser Leben ist wie diese Nacht im schönen Schloß, das wir blind, nur schwach erkennend, durchtasten müssen, halb gehend, halb geschleift. Ich umschlinge den Arm des Mannes neben mir, der, um ein abgegriffenes Wort richtig zu gebrauchen, wie ein Held gehandelt hat.

Dann bückt er sich, langt nach zusammengeschichteten Trümmern zu seinen Füßen und zieht ein Stück hervor, das er mir in die Hand gibt. Einen Tonscherben oder etwas Ähnliches, die eine Seite rundlich, die andere scharfkantig abgesplittert. „Behalten Sie das zum Andenken ...!"

Der Scheinkegel der kleinen Soldatenlaterne fällt darauf, und ich erkenne — einen Teil der weltbekannten Züge, die Nase, das Kinn ... es ist ein Bruchstück des Dante-Medaillons. Ich dankte Herrn Petter und hütete sein Geschenk wie einen Schatz. Heute schmückt es mein Zimmer.

— — — — — — — — — — — — — —

Schweigend gehen wir durch die Nacht zurück. Wir blicken zum dunkeln, sternenklaren Himmel auf, an dem Millionen Silber- und Goldpunkte flimmern. Wir können sie heute nicht begreifen ... sie ist so unfaßbar ... diese wunderbare kosmische Ordnung und Schönheit über dem Drama der Erdenwirklichkeit.

Den Verwalter in seinem dünnen Rock fröstelt; er hat von seiner Habe noch nichts geborgen, er geht noch so, wie er an jenem Nachmittag ging, zu der Stunde, wo er aus dem Keller kam. Wir schauen zurück ... Vielleicht wird das Schloß wieder einmal auferstehen, prächtiger, als es war ... Das Schönste, was Duino dem Wandrer bot, ist ja erhalten geblieben, sein Umriß, die Zackenlinien seiner Zinnentürme und Bastionen am Meer. Nein, die Geschichte von Duino ist nicht vorbei. Es hat nur ein heroisches Kapitel hinter sich, ein neues, rauchendes, donnerndes Kapitel, wie es der Krieg alle hundert Jahre schreibt, und voll von Schrecken und Wundern ...!



Wo einst ein Dorf stand! (Die Aufnahme stammt aus Litauen und ist 1916 gemacht worden. Das Dorf wurde, wie fast alle Dörfer dicht hinter der deutschen Stellung, von der russischen Artillerie planmäßig zerstört.)



Ein Fort der Festung Kowno nach der Beschießung durch schwere deutsche Artillerie (Aufnahme eines deutschen Fliegers).



Wo einst eine Stadt stand! (Wischnew in Litauen 1916.)

Vom östlichen Kriegsschauplatz.



Von der türkischen Sinaifront: Ein Burenkommando (berittene Infanterie) wird bei einem nächtlichen Umgehungsversuch durch Maschinengewehrfeuer abgewiesen.
Nach einer Zeichnung des nach den türkischen Kriegsschauplätzen entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Fritz Grotemeyer.



Am Brunnen in Birseba. (Kamele holen Wasser für die Truppen.)



Aufstellen von 10-cm-Geschützen in der Wüste.



Eine Begegnung zwischen Auto und Kamelkarawane im Amanusgebirge.



Blick auf den Berg Hermon im Libanongebirge.

Die Türkei im Weltkriege. Nach Gemälden des nach den türkischen Kriegsschauplätzen entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Fritz Grotemeyer.

Sachsentreue.

Kriegserzählung aus Siebenbürgen von Julius Götz :: ::

Im ganzen Hötzinger Tale galt der alte Traugott Theil als ein Glücklicher und Beneidenswerter. „Der schönste Sachsen-Bauernhof weit und breit ist sein Eigen“, meinten die einen. Und das war nicht wenig gesagt — denn von allen Gütern und Wirtschaftsbetrieben des gesegneten Kronstädter Burzenländchens haben just die im Hötzinger Tale besten Boden und sorgfältigste Pflege und weisen daher auch einen überraschenden Wohlstand auf. „Segen liegt auf seinem Hause — drei gut geratene Söhne machen dem alten Theil hohe Ehre!“ erklärten andere. Desgleichen gar gewichtige Worte, weil selten auf dem alten sächsischen Königsboden Siebenbürgens ein Apfel abseits vom Stamme fällt. Rechtschaffene und arbeitsame Kinder, die in Sparsamkeit, Fleiß und Gottesfurcht ihren Eltern völlig nachgeraten, findet man so gut wie überall. Aber Traugott Theil war da eben ein besonders glücklicher Vater. Nicht jeder sächsische Bauer hat einen Sohn, der sich auf der Leipziger Universität den Doktorhut holt und trotz seiner Jugend schon als angesehener Ministerialsekretär in Budapest sitzt; einen zweiten, dem kaum vier Jahre nach der Matura von der Wiener Technischen Hochschule das Ingenieurdiplom verliehen ist, und guten Endes einen jüngsten, der im väterlichen Haus und Hof als der künftige Bauer mithilft und mitschafft, und für dessen Regsamkeit und Umsicht es nur eine Stimme des Lobes gibt.

Ja, so glücklich war der Hötzinger Bauer Traugott Theil — gewesen . . . Denn jäh brach ein schwerer Schicksalsschlag nach dem anderen über ihn herein. Zwar sein Hof, der stand noch fest und gut betreut — aber alle drei Söhne hatte er verloren . . . Sie starben für das geliebte Vaterland. Der älteste, der Budapester Ministerialsekretär, fiel in den allerersten Karpathenkämpfen, der zweite vor Belgrad und der jüngste, der Erbe des über zwei Jahrhunderte alten Theilschen Bauernhofes, mußte drunten in der blutigen und stetig vom Feuer der Geschütze umlohten Hölle vom Isonzo sein blühendes und hoffnungsvolles Leben lassen. —

Wie ein Ertrinkender an einen Strohhalm hatte sich Traugott Theil an die Hoffnung geklammert, daß ihm dieser dritte, der letzte Sohn, durch den sein geachteter Name im Hötzinger Tal Fortbestand finden sollte, erhalten bleiben würde. Damals, da er noch hoffte und betete, spendete der alte Bauer mit vollen Händen. Verteilte Brot und Geld an Almosenheischende, öffnete seine Tür allen Notleidenden, die ihr Weg an seinem Hofe vorüberführte, und sendete reiche Gaben für die Soldatenspitäler in Kronstadt, Klausenburg und Hermannstadt. Es war, als wähnte er durch Wohltaten solcher Art das letzte Stückchen seines einstigen, vielbeneideten Familienglücks festhalten zu können . . .

Und darum gab es, als auch die dritte Trauerbotschaft kam, viel Staunen und Bewunderung in dem Sachsendorf: mannhaft trug der greise Traugott Theil sein bitteres Los. Wohl war sein Haar über Nacht schneeweiß geworden — aber er klagte nicht, blieb aufrecht und arbeitete weiter. Der Pastor hatte ihm Trost zugesprochen, und seine Nachbarn gaben ihm manch gutes Wort — Traugott Theil hörte gefaßt und dankbar zu. Und wenn seine hohe, ungebeugte Gestalt im Sonntagsstaat, in blauem, talerbesetztem Rock und Kniehosen, im Hofe des Kirchenkastells sichtbar wurde, in dem es anheimelnde Laubengänge und einen noch aus Fürst Apafis goldenen Siebenbürger Tagen stammenden Schießstand gab, wich alles grüßend zur Seite. Und aus dem „Weiberschiff“ im Gotteshause, wo stets ein Rauschen der buntbestickten und mit altem Familienschmuck gezierten Gewänder war, richteten sich teilnahmsvolle Blicke auf Traugott Theil . . . Die Mädchen mit ihrem schwarzsamtenen und vielbebänderten Kopfputz über den schweren blonden Flechten wie die Frauen in ihren spitzengeschmückten Hauben, sie alle weinten heimliche, aber um so ehrlichere Tränen . . .

Der alte Bauer aber stand mit übereinandergelegten Händen stramm und gerade in seinem Kirchenstuhl. Er lauschte andächtig der Predigt des Pastors, der oft und oft über die gewaltige Heimsuchung sprach, die der teuren Heimat und ihren Söhnen auferlegt wurde. Und er sang gleich den übrigen die alten Kirchenlieder mit — und nichts in seinem hageren, sonnengebräunten Antlitz verriet eine innere Erregung. Nie zuckte die Wimper, bebte die Lippe, wenn sie alle, begleitet von des Schulmeisters Orgelspiel, anhuben: „Es ist bestimmt in Gottes Rat . . .“

Jäh und mit aller Grausamkeit eines hinterlistigen und heimtückischen Feindes erfolgte der Einbruch der rumänischen Truppen ins Kronstädter Burzenland. Raub und Totschlag waren die ersten Heldentaten der „Befreier und Retter Siebenbürgens“. — Wehrlose Grenzbeamte, Bahnwächter, ja selbst Frauen und Kinder wurden förmlich hingeschlachtet. Im Hötzinger Tale begann eine allgemeine Flucht. Wer noch hierzu Zeit fand, raffte Schmuck und Bargeld zusammen, nahm vielleicht auch Vieh und Hausrat mit. Doch Hunderte und aber Hunderte retteten nur ihr nacktes Leben!

So war der ganze Ort wie ausgestorben, als nach einigen Tagen ein deutsches Infanterieregiment dort seine Abwehrstellung nahm. Eine wahre Friedhofsruhe herrschte in den Gassen des sonst immer von einem arbeitsvollen Leben durchpulsten Sachsendorfes. Kein Hahnruf des Morgens, kein Mühlradrauschen, Wagengepolter oder Viehgebrüll am Tage — allüberall ein ertötetes Sein . . .

Die wackeren Feldgrauen hatten auf ihren weiten Kriegsfahrten solche Ödnis eines geräumten Ortes schon zur Genüge kennen gelernt. Sie richteten sich, so gut es eben ging, in den verlassenen Gehöften ein, bauten ihre Stellungen aus, zogen rings um das Dorf ihre Drahtverhaue — und bald war hier ein richtiges Feldlager entstanden. Vorpostenpatrouillen streiften die malerische, waldreiche Umgebung ab — doch ohne nennenswerte Beobachtungen machen zu können. Kein einziger rumänischer „Retter“ ließ sich blicken! . . . Aber es hieß trotzdem, auf der Hut zu sein: über der Arpadstadt, deren Zinnen und Türme in einer von frühen Herbstnebeln umwobenen Ferne versunken waren, wehte die Fahne des Feindes — ein Vorstoß des Gegners war täglich zu gewärtigen.

Da ließ sich eines Abends ein alter sächsischer Bauer bei dem Regimentskommandanten melden — er hätte eine wichtige Nachricht zu überbringen. Traugott Theil war es . . . Der Oberst musterte den ersichtlich abgemüdeten Greis prüfenden Blickes. Sein Aussehen war nicht sonderlich vertrauenerweckend. Das zerrissene Gewand, die arg mit Kot bedeckten Stiefel . . . Der Bauer gab kurzen Aufschluß über seine Person.

„Nun, wenn Ihr wirklich aus diesem Dorfe seid,“ meinte da der Kommandant ein wenig ungläubig, „wundert es mich, daß Ihr nicht auch geflohen. Euer Hab und Gut und Euren Viehstand habt Ihr anderen anvertraut und seid selbst geblieben! — Warum?“

Traugott Theils Augen blickten den fragenden Offizier ehrlich und offen ins Antlitz.

„Weil auch ich meinem Vaterland noch nützen will — noch dienen werde!“ entgegnete er bestimmten Tones. „Das Liebste, was ich auf Erden besaß, meine drei Söhne, sie sind für die Heimat gefallen. Und das Stammhaus meines Geschlechtes, in dem meine Vorfahren als allzeit treue Siebenbürger Sachsen schalteten und walteten, mein Hof, der im Hötzinger Tal der schönste war — die rumänischen Räuber werden ihn vielleicht bald zusammengeschossen haben!“

Die Gestalt des alten Bauern straffte sich.

„Aber mag mein Haus zu Schutt und Asche werden, die Kreuze auf den unbekannten Gräbern meiner Kinder, deren stolze Jugend so früh verwelken mußte, sie werden ja auch bald vermodert sein. Ich aber — ich will, ich kann nicht sterben, ohne meiner geliebten Heimat genützt zu haben — ich will meiner braven Söhne würdig werden!“

Seine laute, wie beschwörende Stimme verstummte für einen Augenblick . . . Da ergriff der Kommandant die Hand des Bauern und schüttelte sie herzlich. „Was habt Ihr uns zu berichten?“ fragte er nun freundlich und eine aufsteigende Rührung meisternd . . .

— —

Der alte Sachsenbauer Traugott Theil hatte wirklich eine äußerst wichtige Nachricht gebracht: Feindestruppen waren im schützenden Dunkel der vergangenen Nacht vorgerückt und suchten die Stellungen der deutschen Verteidigungskräfte zu umzingeln. Rasch wurden durch das Feldtelephon alle übrigen Linien verständigt und unter Theils Wegweisung an dem meistbedrohten Frontabschnitt ein rascher Gegenangriff unternommen, der dem Feinde eine schwere Niederlage zufügte. Viele Gefangene und mehrere Geschütze wurden erbeutet, und glücklicherweise waren die eigenen Verluste nur sehr gering. Aber unter den wenigen Gefallenen befand sich auch Traugott Theil. Als erster war er dem Regiment vorangeschritten, und als ersten hatte ihn auch eine Feindeskugel erreicht. Gleich seinen Söhnen gab er dem Heimatsboden, was er dieser durch Blutsbande geheiligten Vorväterscholle schuldete — Treue um Treue!



Torpedobootzerstörer „Reid".

Die Kriegsmarine der Vereinigten Staaten von Amerika.

Von Kapitän zur See a. D. v. Pustau.

Nachdem durch den Abbruch der diplomatischen Beziehungen die schon lange zwischen uns und den Vereinigten Staaten von Amerika bestehende Spannung einen akuten Charakter angenommen hat, ist die Frage brennend geworden, welche Unterstützung die amerikanische Marine im Falle der Kriegserklärung gegen uns unseren Gegnern zu leisten vermöchte.

Der Kongreß hatte seit dem Spanischen Kriege jahraus, jahrein sehr bedeutende Summen für den Ausbau der Seemacht der großen Republik bewilligt, und die fertigen und im Bau befindlichen Schiffe standen 1914 in bezug auf die Tonnenzahl hinter der deutschen Marine nur sehr wenig zurück, in bezug auf das Gewicht der aus einer Breitseite zu verfeuernden Geschosse herrschte sogar wegen des größeren Kalibers der schweren Turmgeschütze das umgekehrte Verhältnis.

Den Landesgepflogenheiten entsprechend, hatten indessen die Politiker sich grundsätzlich dagegen gesträubt, das entscheidende Wort beim Ausbau der Flotte den Fachleuten zu überlassen. So kam es, daß sie trotz ihrer imposanten Größe schwere Schwächen aufweist. Einmal war entgegen den Forderungen der Front zehn Jahre lang der Bau von Panzer- und kleineren Kreuzern vollständig eingestellt worden, und zweitens war nur in völlig ungenügendem Maße für die Bereitstellung von Besatzungen für die neu gebauten Schiffe gesorgt. Die Beförderungsverhältnisse in den verschiedenen Offizierskorps ließen von jeher alles zu wünschen übrig, und dies rächte sich natürlich schwer bei der Ausbildung der Mannschaften, unter denen sich 1914 über 3000 Farbige befanden.

Zu dieser Ungunst der inneren Verhältnisse kamen in letzter Zeit noch die Verwicklungen mit Mexiko, die die Auseinanderreißung der Geschwaderverbände nach sich zogen und die Abhaltung planmäßiger Flottenübungen, teilweise sogar der Schießübungen erheblich beeinträchtigte.

Alles in allem stand somit die amerikanische Kriegsmarine beim Ausbruch des Weltkrieges nicht auf der Höhe anderer moderner Flotten, und da inzwischen die Personalschwierigkeiten noch beträchtlich zugenommen haben, kann man ohne weiteres sagen, daß die Durchführung des neuen Bauprogramms nur geringe Aussicht auf eine Besserung der Gesamtlage bietet.

Dieses Programm sieht bis spätestens 1921 die Schaffung einer Flotte vor von 52 Überdreadnoughts und Panzerkreuzern, 31 Aufklärungskreuzern (wahrscheinlich mit Seitenpanzerung versehen) und Kleinen Kreuzern, 108 Zerstörern, 18 Hochsee- und 157 Küsten-U-Booten, 6 Monitoren, 20 Kanonenbooten, 40 Troßschiffen und Schiffen für besondere Zwecke. Für das Marineflugwesen sind über 70 Mill. ℳ neu gefordert. Das Marinepersonal soll um 11 500 Mannschaften vermehrt werden. Woher man die entsprechende Anzahl von Offizieren nehmen und wie man sie in so kurzer Zeit ausbilden will, ist nirgends gesagt.

Ein großer Teil dieser Zukunftsarmada befindet sich gegenwärtig noch im Bau oder soll erst auf Stapel gelegt werden. Als verwendungsfähig in den europäischen Gewässern kommen gegenwärtig nur in Betracht: 37 Linienschiffe von 12 400 bis 30 000 t; von denen indessen 20 über 10 Jahre alt sind, 14 Panzerkreuzer von 10 000 bis 16 000 t, sämtlich über 10 Jahre alt; 10 nach heutigen Begriffen gleichfalls minderwertige Geschützte Kreuzer von 3000 bis 4800 t, von denen die jüngsten vor 9 Jahren vom Stapel gelaufen sind; 62 Zerstörer von 500 bis 1100 t, darunter mehr als die Hälfte unseren Torpedobooten nach jeder Richtung weit unterlegen.

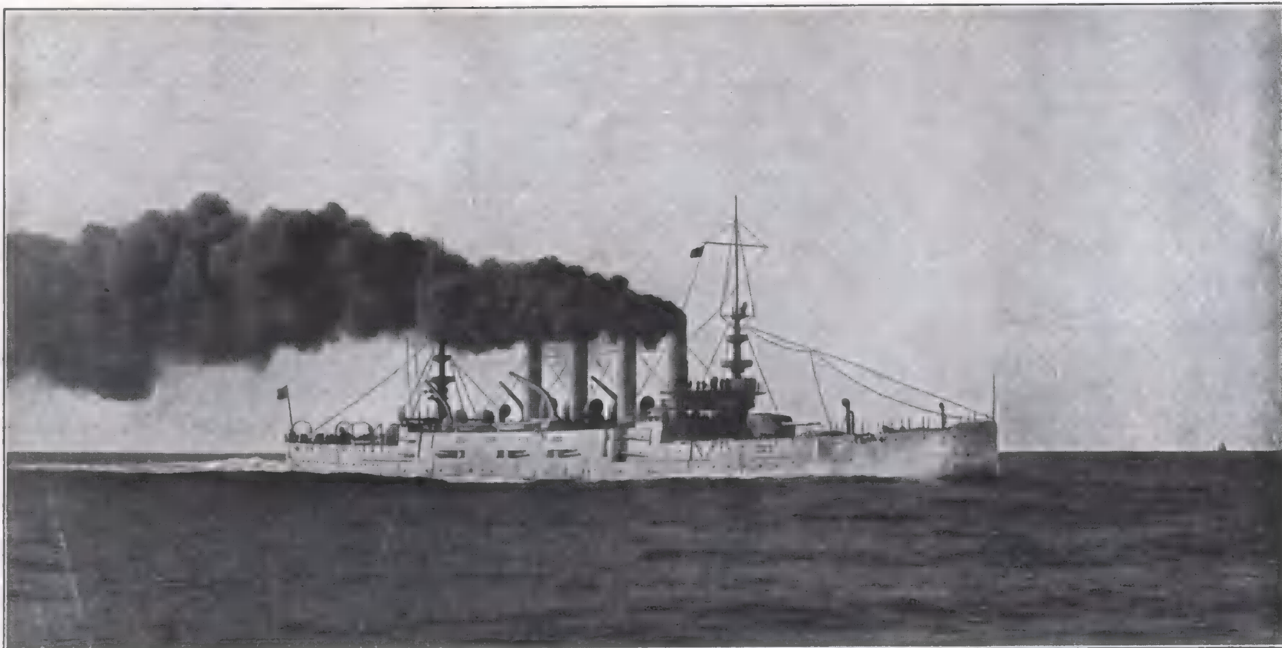
Von diesen Schiffen ist nun aber ein gewisser Teil außer Dienst gestellt, um auf den Werften überholt und repariert zu werden. Was als fahrbereit übrigbleibt, würde sowohl nach der Zusammensetzung der Verbände als auch nach der Qualität der einzelnen Schiffe und dem Ausbildungsstande des Personals nur eine wenig bedeutende Verstärkung der jetzt schon in den europäischen Gewässern gegen uns stehenden Streitkräfte ausmachen. Die großen Schiffe könnten höchstens der britischen Schlachtflotte „irgendwo in den nördlichen Nebeln" beim Warten auf den Tag helfen, wo Admiral Beatty sich endlich entschließen wird, sich seinen alten Bekannten von der Skagerrakschlacht her von neuem zum Kampfe zu stellen. Die kleineren Schiffe aber, die allein nützliche Dienste bei der Bekämpfung unserer U-Boote verrichten könnten, würden die Amerikaner hierfür mit einer gewissen Berechtigung nicht hergeben wollen; denn ihre Zahl reicht schon für die Bedürfnisse der eigenen Flotte nicht entfernt aus.

Die Überführung der verfügbaren amerikanischen Kriegsschiffe nach den europäischen Gewässern würde somit unseren Gegnern keinerlei Vorteile bringen, wohl aber sehr empfindliche Nachteile. Die Schwierigkeiten der regelmäßigen Versorgung ihrer eigenen Schiffe mit Kohlen, Öl und sonstigen Ausrüstungsgegenständen sind seit dem Beginn des verschärften U-Bootkrieges beständig gewachsen. Ihre Werften und Docks sind mit dringlichsten Aufträgen für den eigenen Schiffsbedarf aufs äußerste überlastet. Diese Sachlage würde sich in unerträglichem Maße verschlimmern, wenn nun auch noch eine größere Zahl amerikanischer Schiffe mit ihren voraussichtlich nicht geringen Ansprüchen in bezug auf Material und Arbeitskräfte hinzukäme.

Mit Recht befürchtet England außerdem, daß die Vereinigten Staaten von dem Augenblick des Eintritts in die Reihe der Kriegführenden an die Erzeugnisse ihrer Munitionsfabriken und ihre sonstigen Kriegsvorräte nur noch für sich selber in Anspruch nehmen und deren Lieferungen nach Europa einstellen würden. Die britische Presse hat deshalb schon verschiedentlich in deutlichster Form ausgesprochen, daß die amerikanische Flotte am besten täte, auch im Kriegsfalle in der Heimat zu bleiben.

Diesem Wink wird die Regierung in Washington vermutlich um so bereitwilliger folgen, als die japanische Gefahr jeden Augenblick akut werden kann, sobald die amerikanische Flotte durch einen europäischen Krieg an die Ostküste gebunden wäre.

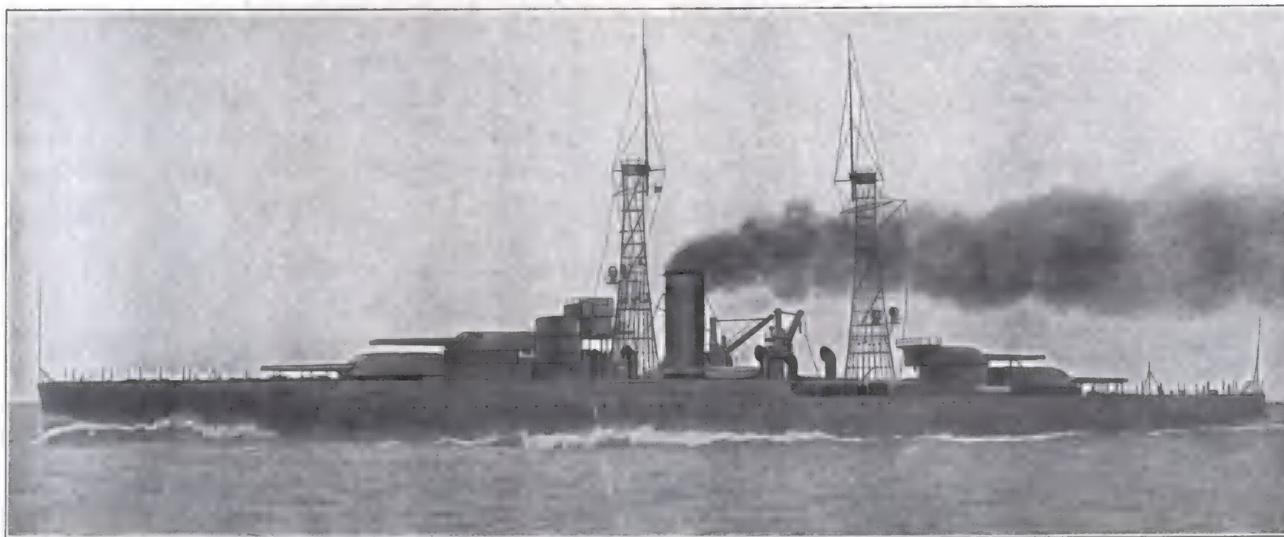
Bei der mangelhaften Entwicklung der Handelsmarine der Vereinigten Staaten fehlt es sowohl an Fahrzeugen als auch an seegewohnten Schiffsbesatzungen für die Einrichtung auch nur der dürftigsten Abwehrorganisation gegen U-Boote.



Panzerkreuzer „Huntington" (13 900 t).

Dies weiß jedes Kind, wenn nicht in den Vereinigten Staaten, so doch in den neutralen Ländern. Wenn deshalb deren Schiffe seit dem 1. Februar ihre Fahrten schon nach den Ententehäfen zum größten Teil eingestellt haben, obwohl deren Zufahrten durch viele Tausende bewaffneter Fahrzeuge dauernd bewacht werden, so würden sie die so gut wie ganz ungeschützten amerikanischen Küsten erst recht meiden.

Die vorstehenden Betrachtungen führen zu dem Gesamtergebnis, daß wir von der Flotte der Vereinigten Staaten nicht das geringste zu befürchten haben, die letzteren aber um so mehr von uns. Diese klare, unbestreitbare Tatsache ist auch wohl der Hauptgrund, weshalb der Präsident Wilson sich trotz seiner Kriegslust bisher noch nicht zur offenen Aufnahme der Feindseligkeiten gegen uns entschlossen, sondern vorerst zwei Versuchsschiffe nach Frankreich geschickt hat. Sollte eines von diesen durch unsere U-Boote versenkt werden, so erscheint der bewaffnete Konflikt unvermeidlich, und die Vereinigten-Staaten-Flotte würde dann sehr bald zu der Einsicht gelangen, daß in einem Kampf gegen deutsche Kriegsschiffe die Lorbeeren nicht so leicht und billig zu haben sind wie bei der Vernichtung der veralteten kleinen spanischen Streitkräfte vor Kuba und Manila.



Großkampfschiff „Nevada" (28 900 t).

Von der Kriegsflotte der Vereinigten Staaten von Amerika: Amerikanische Kriegsschiffstypen.

Unsere Theaterkunst und der Krieg.

Von Dr. Paul Eger, Intendant des Darmstädter Hoftheaters.

Im Verlauf dieses Krieges sind eine Anzahl Sprichwörter um ihren Kredit gekommen. Wer glaubt heute noch, daß viele Hunde des Hasen Tod sein müssen? Niemand! Nicht einmal diejenigen, die früher so gern daran geglaubt haben.



Alter französischer Schnürboden in Douai. Nach einer Zeichnung von Paul Henschel.

Ich will mich aber nicht gleich von vornherein ins Politische verlieren und mich nur des alten lateinischen Spruches erinnern, daß im Waffenlärm die Musen schweigen. Daran haben wir nun freilich alle geglaubt, nicht gern zwar, aber es blieb uns ja nichts anderes übrig. Denn die ersten Kriegsmonate mit ihren erschreckend schwach besuchten Vorstellungen gaben den Unglücksraben recht, die einen vollkommenen Stillstand aller künstlerischen Betätigung während des Krieges prophezeiten.

Die Statistik sprach freilich dagegen. Auch im Jahre 1870 hatten sich die Theater bald von dem ersten Schrecken erholt.

Merkwürdigerweise glaubte aber niemand recht den schüchternen Stimmen der Hoffnungsvollen. Die Meinung, daß ein lang andauernder Krieg alle kulturellen Werte vernichten müsse, war seit Jahrzehnten zur festen Überzeugung geworden. Erst der Gang der Ereignisse überzeugte die Zweifler, daß nichts schwieriger und undankbarer ist als das Prophezeien.

Die Kunst gab in diesen letzten zwei Jahren den stärksten Beweis ihrer Daseinsberechtigung. Nach kurzem Zögern erhob sie ihr verschüchtertes Haupt und eroberte im Sturm die verloren geglaubten Festungen wieder.

Die Theater und Konzertsäle füllten sich, freilich zum Teil mit einem anderen Publikum als in den Tagen des Friedens. Urlauber und Verwundete, zuerst teilweise herangelockt, um die gähnende Leere des Zuschauerraums zu füllen, hilflos gegenüber all dem Neuen, das auf sie einstürmte, fanden bald Gefallen an dem bunten Spiel, das sich ihnen bot, und zogen ihre „Kreise" mehr als bisher in die Schauspielhäuser. — Die lang angestrebte Sozialisierung der Kunst begann, und wenn dieselbe auch eine gewisse diplomatische Vorsicht der Bühnenleiter erforderte, da man die Novizen nicht gleich mit dem schwersten Geschütz der Literatur und Musik überfallen durfte, so zeigt sich doch allmählich ständig wachsende Aufnahmefähigkeit, auch für die ernste Kost.

Das Bedürfnis nach der Kunst ist ins Volk gedrungen. Sache der Verantwortlichen wird es sein, es jetzt, und vor allem nach dem Krieg, in die richtigen Bahnen zu leiten.

Das vollkommene Aufhören lärmender Festlichkeiten und öffentlichen gesellschaftlichen Verkehrs treibt ja naturgemäß alle in der Heimat Gebliebenen in die Theater und Konzertsäle. Sie sind so ziemlich die einzigen allgemeinen Treffpunkte geworden, und hier finden die Verhetzten und Übermüdeten ihre notwendige Zerstreuung und die Kraft zu neuer Arbeit.



Das Hoftheater Stuttgart als Gast im Deutschen Theater zu Lille: Hinter den Kulissen während der Aufführung der „Meistersinger von Nürnberg". Nach einer Zeichnung von O. J. Olbertz.

Der Kunst ist in diesem Krieg auch noch eine andere, schöne Aufgabe geworden.

Ihre lockende Stimme hat nicht nur Millionen gerufen, sie ist selbst auf die Wanderschaft gegangen und hat den Männern draußen gebracht, was sie lange schmerzlich vermißten, den schönsten Gruß aus der Heimat, deutsches Schauspiel, deutsche Musik!

Zuerst wagten sich einzelne heraus, die als kühne Männer angestaunt wurden, wenn sie von den Fahrten nach Ost und West erzählten, wo sie den Feldgrauen in Wort und Bild Erheiterung und Erhebung gebracht hatten.

Bald bemächtigte sich die deutsche Theaterwelt des glücklichen Gedankens, und es begannen die geschlossenen Künstlerfahrten, die in den Annalen jedes Theaters mit goldenen Lettern eingegraben bleiben werden.

Die selbstlose Freude aller Mitwirkenden fand in der Begeisterung der Zuschauer schönsten Lohn.

Mir selbst war es vergönnt, das Darmstädter Hoftheater zweimal nach dem Westen zu entsenden. Im Januar vorigen Jahres nach Brüssel und im August nach Lille. — Unvergeßlich werden vor allem den Beteiligten die Brüsseler Eindrücke sein; handelte es sich doch damals um

das überhaupt erste deutsche Operngastspiel im besetzten Land, das im altehrwürdigen Königlichen Theater „De la Monnaie“ stattfand.

Die erheblichen Schwierigkeiten, die es verursachte, 160 Menschen nach Brüssel zu bringen, fanden aber auch ihren Lohn. Schwerste Kost wurde entgegen den Ratschlägen besorgter Freunde geboten. „Der fliegende Holländer“, „Meistersinger“, „Fidelio“ und ein Beethoven-Konzert. Der Erfolg war ein ganz außerordentlicher. Hunderte waren



Chormeister Kromer vom Hoftheater in Stuttgart, der Komponist des Liedes „Nach der Heimat möcht' ich wieder“. Nach einer Zeichnung von O. J. Olbertz.

von „ganz vorne“ aus den Schützengräben gekommen. Wir selbst hielten die Wirkung auf ihre überreizten Nerven für zweifelhaft; aber gerade sie waren es, die mir erklärten, die stärksten Eindrücke mitzunehmen, obwohl sie selbst gestanden, nicht ohne Skepsis dem ersten Theaterbesuch nach so langer Zeit entgegengesehen zu haben.

Im allgemeinen lehrt die Erfahrung, daß bei dem gesprochenen Wort der Wunsch nach leichter Kost vorwiegt. Doch bin ich auch hier der Meinung, daß eine Mischung von Ernstem und Heiterem der Empfänglichkeit des Soldaten nicht zuviel zutraut.

Während bei unserem Liller Gastspiel noch das heitere Genre die Überhand hatte, soll von uns in Warschau in nächster Zeit bei einem Gastspiel neben der Komödie auch dem Klassiker zu seinem Recht verholfen werden. Bisher hat Warschau nur eine deutsche Wandertruppe beherbergt,



Franz Lehár während des Dirigierens im Deutschen Theater zu Lille. Nach einer Zeichnung von Paul Henschel.

die übrigens zum Teil hübsche Vorstellungen veranstaltet haben soll.

Dem Darmstädter Hoftheater wird also die Freude werden, wieder als erstes geschlossenes deutsches Ensemble zu erscheinen. Zwei Vorstellungen des „Sommernachtstraums“ sollen im Opernhaus stattfinden, und die friedliche Zusammenarbeit des deutschen Schauspiels mit dem polnischen Ballett und dem polnischen Orchester wird hoffentlich unter demselben günstigen Stern stehen wie das politische Zusammenwirken der beiden Nationen.

Für die anderen Warschauer Vorstellungen ist das Theater Polski, ein wunderhübsches, ganz modernes Schauspielhaus, in Aussicht genommen, in dem im November während meines Warschauer Aufenthaltes „Die Jungfrau von Orleans“ mit ungeheurem Erfolg neu inszeniert wurde.



Xaver Terofal, der bekannte Direktor des Schlierseer Bauerntheaters, bei seinem Gastspiel am Deutschen Theater in Lille. Nach einer Zeichnung von O. J. Olbertz.



Auf dem Schnürboden des Deutschen Theaters in Lille. (Modernes System). Nach einer Zeichnung von O. J. Olbertz.

Neben den Reisen ins besetzte Gebiet sieht das deutsche Theater auch seine natürliche Aufgabe darin, den künstlerischen Zusammenhang mit den uns wohlgesinnten Neutralen zu bewahren. Skandinavien und Holland haben deutsche Opern- und Schauspielensembles mit Begeisterung begrüßt, und erst kürzlich haben Artur Nikisch und Max Reinhard in der Schweiz wahre Triumphe gefeiert. Immer stärker wird gerade dort der Ruf nach einem Zusammenarbeiten mit Deutschlands Kunst.

Möge es mir vergönnt sein, auch hier kurz zu erwähnen, daß die Darmstädter, die scheinbar schon einen Ruf als kriegerisches Wandertheater haben, durch eine Einladung zu einem Gastspiel ausgezeichnet wurden, das im März in mehreren großen Schweizer Städten stattfinden soll.

Es ist selbstverständlich, daß ein so starkes Interesse, wie es jetzt überall dem deutschen Theater entgegengebracht

Fünf Minuten vor der Vorstellung der Operette „Das Drei-Mäderl-Haus" im Deutschen Theater zu Lille. Nach einer Zeichnung von Paul Henschel.



Der kürzlich für die Berliner Hofoper verpflichtete Heldenbariton Karl Armster als Wotan während der Probe zur „Walküre" im Deutschen Theater zu Lille. Nach einer Zeichnung von Paul Henschel.

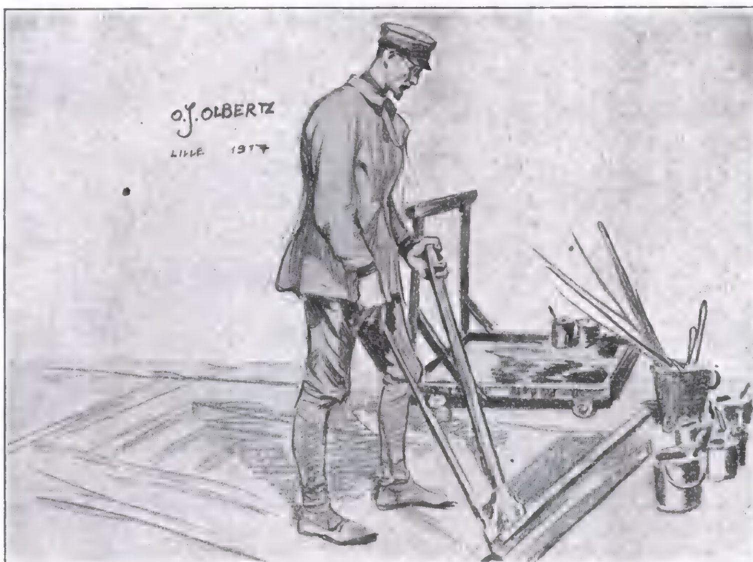
wird, auch diejenigen in die Arena ruft, die mit Besserungs- und Förderungsvorschlägen zur Stelle sind.

So hat sich in den letzten Monaten ein „Verband zur Förderung deutscher Theaterkultur" gebildet, dessen Ziele und Bestrebungen sich zwar zum Teil mit denen bereits vorhandener Organisationen decken, der aber doch verdient, die Aufmerksamkeit derjenigen zu erwecken, denen es um die Zukunft des deutschen Theaters ernst ist.

Gilt es doch vor allem, das neuerwachte Interesse am deutschen Theaterleben auch nach dem Kriege im Volk lebendig zu erhalten. — Manche künstlerischen und kulturellen Wünsche, die man heute wohl zurückstellen muß, um Neugewonnene und Übermüdete nicht vom Theater wegzuschrecken, werden dann mit lauterer Stimme erhoben werden müssen, und es wird nicht leicht sein, dem Theater seinen Zulauf zu bewahren, wenn die neugestellte ernste Aufgabe wieder die Konkurrenz tausendfacher anderweitiger Zerstreuungen zu bestehen hat.

Daß der neue Verband sich heute schon für seine Aufgabe vorbereitet, beweist kluge Voraussicht und jenen Hang zur Organisation, der sich bis jetzt im Größten und Kleinsten so glänzend bewährt hat.

So erkennen wir denn aus einem neuen Aufschwung auf allen Gebieten, daß die deutsche Kunst, entgegen den ausgesprochenen Befürchtungen, die Feuerprobe auf das glänzendste bestanden hat. Sie hat nicht nur ihre Güter über diesen Krieg hinaus bewahrt, sondern überall keimt neues, hoffnungsvolles Leben.



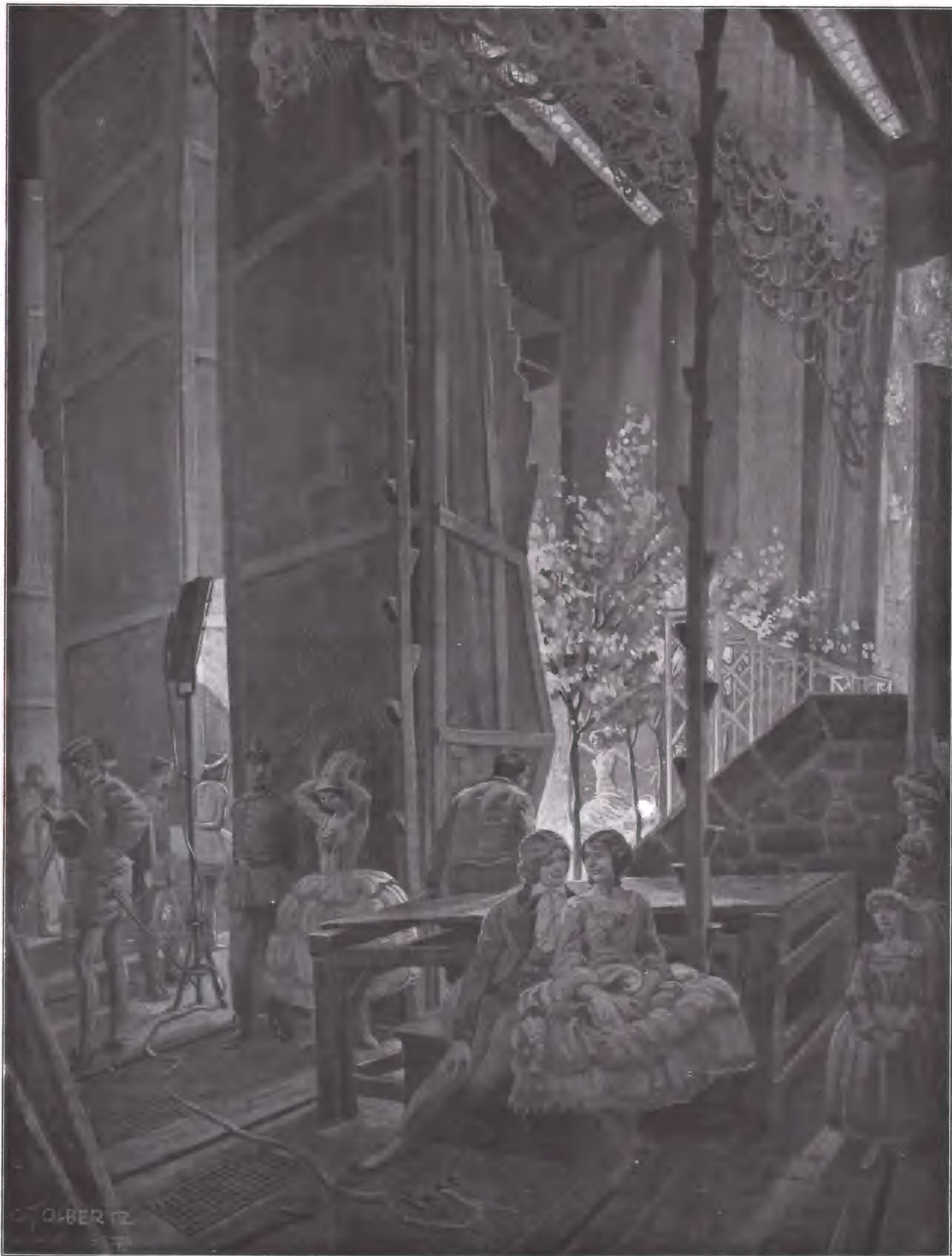
Der Theatermaler. Nach einer Zeichnung von O. J. Olbertz.



Fanny Schuller, Mitwirkende bei Xaver Terofals Gastspiel am Deutschen Theater zu Lille. Nach einer Zeichnung von Paul Henschel.

Nirgends stärker und nirgends froher als im deutschen Theater hat sich die innige Zusammengehörigkeit des Deutschen mit seinem Kulturbesitz gezeigt, entgegen allen feindlichen Behauptungen, die die Größe unserer militärischen Erfolge mit der Vernichtung unseres Innenlebens bezahlt glaubten.

Dieser Krieg hat bewiesen, daß wir nicht nur ein Volk von Militärs und Politikern, sondern auch das sind, was in friedlichen Zeiten als das höchste Lob gilt — eine tief innerlich künstlerische Nation.



Das Stadttheater Bremen als Gast im Deutschen Theater zu Lille: Balletteinlage.

Nach einer Zeichnung von O. J. Olbertz.

Kulturrundschau der Leipziger „Illustrirten Zeitung".

Meinungsaustausch führender Geister.

Die Symbolik des Weltkrieges und der deutsche Geist. Zu unerhörten Leistungen hat dieser Krieg unser Volk befähigt; zu noch immer größeren ruft er es auf: unser Volk wird sie erfüllen. Wenn wir so Unerhörtes erreichten im Kampfe gegen eine Welt von Feinden, so ist es ein Erfolg des inneren Wertes gegen die bloße Zahl. Der Kampf der Qualität gegen die bloße Quantität ist letzten Endes überhaupt der Kampf, um den alles in der Welt geht. Er ist schlechthin der Kampf. Und ob wir das Tiefste im Menschen nehmen – das Religiöse: auch die Religion will nichts anderes, als die Qualität des Menschen in einem letzten und in seiner vollen Bedeutung nur für den „von neuem Geborenen" verständlichen Sinne erhöhen. „Was soll es einem Menschen nützen, wenn er die ganze Welt gewänne, aber sein ‚Leben' dabei eingebüßt hat?" so lautet im Grunde jene berühmte Stelle des Matthäus-Evangeliums, die uns in der Fassung „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nehme doch Schaden an seiner Seele?" vertraut geworden ist. Derart wendet sich das Christentum gegen alle lebentötende, die Dinge zu unseren Herrschern machende Auffassung. Wenn also in einer tiefen Symbolik dieser von neidischem Händler- gegen den ihm gefährlichen Heldengeist entflammte Kampf auf aller Lebensbewegung innersten Herd hinweist, so sollte er uns Deutschen zu bewußtem, unverlierbarem Besitztum die Erkenntnis machen, daß nur in stetem Festhalten an der Art, der wir unsere jetzigen Erfolge verdanken, des Deutschtums Weltaufgabe gelöst werden kann: die Höherführung des Menschengeschlechts in dem Sinne, in dem gerade auch die tiefsten Werte des menschlichen Geistesbezirks, die religiösen, die Richtlinie ziehen. Solchermaßen wird dieser Krieg für uns nicht nur ein Lebenswecker, sondern auch ein wunderbarer Lebensdeuter. Keineswegs besagt das Festhalten jenes Bewußtseins ein Aufgeben des Notwendigsten zugunsten irgendwelcher phantastischen Träumereien und Utopien. Im Gegenteil: nur dem ganz sinnlich eingestellten Blicke erscheint jene tiefste Bedeutung der Gegenwart weit entfernt von der erlebten Wirklichkeit; jeder andere Blick muß erkennen, wie nahe beisammen der blutige Ernst des Heute und das Geistigste in uns liegen. Somit aber legt uns schon die unmittelbare Gegenwart eine dringende Verpflichtung auf: ungesäumt an die Aufgabe zu gehen, diesen Geist des bewußten Kampfes der Qualität, des Wertes, gegen die Quantität, die Masse, zum dauernd herrschenden in unserem Vaterlande zu machen. Denn jene hohe Aufgabe kann nimmer anders gelöst werden, als indem unser ganzes Volk sie zu der seinen macht und jeder Volksgenosse ihr nachzuleben trachtet. Vor allem jedoch die Führer unseres Volkes – auch die kommenden. Nur auf solchem Wege kann Deutschland die Menschheit ungeahnten Möglichkeiten zuführen. Das bedeutet also zunächst eine kraftvolle Abwendung von allen voreiligen „internationalistischen", luftig-wertlosen Gedanken und Versuchen. Zu bitter waren die Erfahrungen des Weltkrieges in dieser Beziehung. Gewinnen kann die Kultur auch der Menschheit nur dann, wenn der Deutsche zunächst weit ernster und bewußter noch als bisher sich bei sich selbst umsieht, befestigt, reinigt und zu neuen Aufgaben stärkt. Nach dem Gesagten aber wird vor allem der Geist der heranwachsenden Jugend weit bewußter noch als sonst auf dieses Ziel hin zu bilden sein, daß wir Menschen der Qualität, d. h. der werteschaffenden Tat, erziehen müssen. Es ist das Wesen der edelsten deutschen Art von je gewesen, diesem Ziele nachzustreben; es ist der Geist des deutschen Idealismus, der Geist eines Fichte, der heute wieder unter uns lebendig wird und auch vor dem großen Kriege nicht ganz erloschen, sondern nur gefährdet war (man denke etwa an Rudolf Euckens „Aufruf zur Sammlung der Geister"), der Geist, der auch aus unseren großen Dichtungen spricht und in dem wundervollen Bekenntnis gipfelt: „Die Tat ist alles!" – Daß unsere Schulen zu Stätten werden möchten, an denen solche für das eigene völkische Leben und dann darüber hinaus für das Heil der anderen – soweit sie zur Aufnahme solchen Geistes sich fähig und bereit zeigen – wesentlichen Richtlinien maßgebend bleiben, also zu „Arbeitsschulen" in einem edelsten Sinne, muß jeder wünschen und hoffen, dem die herrliche, wenngleich von allen anderen jetzt noch unbegriffene Art unseres Volkstums – trotz ihrer Schattenseiten – in ihrer Größe erscheint: der tiefe, unerschöpfliche, allem nur Mechanischen, allem Formelhaften, Konventionellen und Impressionistischen wie dem bequemen Genießenwollen widerstreitende Quellgeist, dessen frische, verjüngende Wasser aus Schichten hervordringen, die nicht zu fern liegen dem geheimnisvollen, tätig-freischaffenden Mittelpunkte alles Lebens. Dr. Paul Oldendorff.

Vom Mystischen und dem „Hochmut" der Wissenschaft. „Das ist auch wieder so ein Hochmut der Wissenschaft," sagte neulich ein gebildeter Mann zu mir, „daß sie sich um die wunderbaren Fernwirkungen, die ein Mensch auf den anderen ausüben kann, nicht kümmern will. Ich bin imstande, einen hypnotisch Schlafenden durch meinen Willen auf weite Entfernungen hin zu Handlungen zu veranlassen, und bin bereit, es zu beweisen." Der Beweis wurde angenommen. Dabei zeigte sich sofort, daß richtig ausgedachte Vorsichtsmaßregeln jedes Fernkommunizieren sofort unmöglich machten, daß nicht eine Spur von derartigem zu sehen war. Aber dennoch blieb der Mann unbelehrt. Die innere Überzeugung, daß Fernwirkung eben doch vorkomme, wurde durch die Erfahrung nicht umgestoßen. Es ging ihm wie Lavater, von dem Goethe erzählt, daß die Entlarvung des Cagliostro ihn nur zu der Äußerung veranlaßt habe, das sei gar nicht der richtige Cagliostro gewesen. Alle die Phänomene, um die es sich handelt, sind merkwürdigerweise solche, an die ohne exakte Untersuchung „geglaubt" wird. Und manche, die bei exakter Untersuchung doch zu bestehen schienen, haben sich später auch als Irrtum erwiesen. Der Physiker Zöllner brachte das Medium Slade, in dessen Gegenwart die Geister Antworten auf Fragen klopften, so in einen Stromkreis, daß jede seiner Bewegungen diesen unterbrechen, am Meßinstrument einen Ausschlag geben mußte. Und doch klopfte es weiter. Das wäre beweisend, wenn nicht bald nachher Christiani nachgewiesen hätte, daß solches Klopfen leicht von manchen Menschen durch Bewegungen des Großzehengelenkes im Schuh zu erzeugen ist. Wo immer man den Gespenstern, der Fernwirkung, dem Hellsehen, dem zweiten Gesicht, den merkwürdigen Leistungen der sogenannten Medien, der Materialisation und all diesen Dingen nachgegangen ist, da stieß man auf falsche Beobachtungen, auf Erzählungen aus zweiter Hand, auf bewußte Täuschungen gelegentlich; aber niemals auf Phänomene, die sich ernst und unter zu variierenden Bedingungen studieren ließen. Kein Wunder, daß die Fachgelehrten, d. h. die systematisch zur Forschung Ausgebildeten, keine Neigung haben, immer von neuem an die Erforschung von zunächst nur behaupteten Erscheinungen heranzutreten. Wenn, wie etwa beim Hypnotismus, anfangs rätselhaft, fast mystisch erscheinende Phänomene beobachtet wurden, hat man sie, weil sie eben immer wieder hervorzurufen und so zu prüfen waren, mit Eifer studiert. Die Behauptung an sich, wenn sie sich nicht absolut nachprüfen läßt, hat natürlich gar keinen Wert. In vielen Fällen ist schon der Bericht gefälscht; im Kopfe des gläubigen Erlebers hat sich die Beobachtung anders gestaltet, als sie wirklich war. So etwa bei den Ahnungen, den Träumen, die zutrafen. Deren Prüfung hat längst ergeben, daß sie so wunderbar erscheinen, weil wir eben nur die zutreffenden festhalten, die unzähligen anderen aber an uns vorübergehen lassen. Dabei ist die Person des Berichtenden, seine eigene glaubende und neu schaffende Natur, von einer wenig bekannten Wichtigkeit für das Berichtete. Vor hundert Jahren noch hätte man Hunderte best beglaubigter Gespenstergeschichten aus dem Munde ernster Menschen sammeln können, Geschichten, die jene wirklich „erlebt" hatten. Wenn mir berichtet wird, daß ein bestimmter Mann imstande sei, Taler aus der Luft zu greifen, und daß selbst der anwesende Helmholtz zugeben mußte, er wisse nicht, wie jener das mache, so sehe ich sofort, daß hier etwas an der Beobachtung unmöglich war, und denke jedenfalls nicht daran, aus dem Vorgang allein auf die Existenz einer unbekannten vierten Dimension zu schließen. Viele wissen offenbar nicht, daß die Wissenschaft in voller Anerkennung der Tatsache, daß ihr noch vieles verborgen ist, nur an die Untersuchung von Erscheinungen herantritt, die sie hofft mit den ihr augenblicklich gegebenen Mitteln bis zu einem gewissen Grade aufklären zu können. Dahin gehören Probleme wie die mehrfach erwähnten selbst dann nicht, wenn sie wirklich existierten. Ja, in weiser Zurückhaltung tritt jene selbst an erkannte Probleme so lange nicht heran, als die Mittel zur Erforschung fehlen oder die Wege dahin noch nicht sichtbar sind. Sie weiß längst, daß z. B. die Schwerkraft ein solches Problem ist. Aber sie benutzt ihre Arbeit zunächst, um ihr lösbare Aufgaben anzugreifen, sicher, daß der Tag kommen wird, wo auch an jene anderen herangetreten werden kann. Wann war die Wissenschaft je hochmütig? Hat sie nicht allzeit dem Kleinsten ihre höchste Aufmerksamkeit geschenkt, ist sie nicht allzeit jeder Erscheinung nachgegangen, die zunächst auffallend doch mit den vorhandenen Mitteln erforschbar schien? Wir alle haben es erlebt, wie das Aufleuchten des Bariumchlorürschirmes zur Entdeckung der X-Strahlen führte, wie die Veränderungen der elektrischen Spannungen über Pechblendepräparaten das Radium und alles, was sich daran schließt, entdecken ließen. Auf medizinischem Gebiete wäre aus der Erkennung der Seuchenursachen dazu noch vielerlei anzuführen. Und um noch ein Beispiel zu nehmen: Welche ernsten Konsequenzen zieht der Astronom aus den geringfügigsten Abweichungen der Beobachtung von dem, was er errechnet hat? Die ernste Wissenschaft ist sich auch voll bewußt, daß noch vielerlei da ist, „von dem ihre Weltweisheit sich nichts träumen läßt". Die Fortschritte, die sie machte, bewiesen das ihr nur zu oft. Auch dem Laien ist bekannt, daß noch vor wenigen Jahrzehnten die chemische Analyse der Gase in der Sonne für ebenso undenkbar gehalten wurde wie etwa die Möglichkeit, ohne irgendwelche feste Verbindung über Tausende von Kilometern hinweg zu sprechen. Und dieselbe Wissenschaft sollte „hochmütig" von gewissen Phänomenen keine Kenntnis nehmen wollen! Am 10. Februar 1830 sprach der alte Goethe mit dem Kanzler v. Müller über den „tierischen Magnetismus", der damals durch die Seherin von Prevorst wieder viel Aufsehen machte. Er hat gesagt, daß er nie eine Somnambule hat sehen mögen, denn „wo ich nicht klar sehen kann, da ist ein Kreis, für den ich nicht berufen bin". Das ist genau der Standpunkt, den die Wissenschaft manchen Behauptungen, aber auch manchen Problemen gegenüber einnimmt. Prof. Dr. L. Edinger.

Des Deutschen Wert. Vergegenwärtigen wir uns, mit welchem idealen Menschenglauben Schiller als junger Professor in Jena seine Antrittsrede hielt, von einer Jugend umjubelt, die gleich ihm jenen Glauben im Herzen trug. Er entwirft in dieser Rede eine Parallele zwischen dem Zustand des Wilden und dem des gebildeten Staatsbürgers. Das Bezeichnende für den Wilden findet er darin, daß dieser in Angst und Mißtrauen lebt und daher grausam ist. Der Gesittete hingegen, von Gesetz und Anstand umgeben, kennt weder Angst noch Mißtrauen und strebt selbstverständlich nach wachsender Brüderlichkeit mit seinen gesamten Interessen. Seine Lebensbedingungen sind notwendigerweise mit den Lebensbedingungen aller anderen verknüpft. Am 26. Mai 1789 sprach Schiller in Jena die Worte: „Die Schranken sind durchbrochen, welche Staaten und Nationen in feindseligem Egoismus absonderten. Alle denkenden Köpfe verbindet ein weltbürgerliches Band." Mit Erschütterung lesen wir heute diese freudige Versicherung, der die Jugend begeistert zustimmte. Jetzt sind die Schranken wieder aufgerichtet. Unsere heutigen Feinde – ein großer Teil der Menschheit – haben diese ungeheure Schuld auf sich geladen, diese unsagbare Torheit begangen. Wir erleiden denselben Schmerz, den Schiller fühlte, als über seine weiland schöne Welt eine Flut ungeahnter Häßlichkeiten hereinbrach. Statt der Hoheit des Menschen enthüllte sich überall tiefste Niedrigkeit im Gefolge der Revolution, statt Würde zeigte sich Vertierung, statt Brüderlichkeit herrschte der Krieg, statt der ersehnten Freiheit regierte Gewalt. Aber am deutschen Volk wird Schiller nicht irre, und der Trost, den es ihm gewährt, daß Deutschlands sittliche Schätze nicht verlorengingen, hilft ihm, sich den Menschheitsglauben zu retten. Er hofft alles vom Deutschen. Nicht nur wegen der unstreitigen Tüchtigkeit und Tapferkeit, sondern aus einem ganz bestimmten, äußerst wichtigen Grund, den wir auch heute nicht aus dem Auge verlieren dürfen. Er rühmt, daß der Deutsche Ehrfurcht kennt: „Ihm blieb das Heilige heilig." Bewahrt sich der Mensch diesen Zug, hat er auch vom wechselnden äußeren Glück nichts zu besorgen. Solange ihm das Heilige heilig ist, kann ihm niemand sein Bestes rauben, seine Ehre. Alexander Frhr. v. Gleichen-Rußwurm.

„Der Krieg der Vater der Dinge." Wer auf Erden glaubt noch an den „ewigen Frieden"? Und dennoch bleibt die Erziehung für den Frieden die älteste und dauerndste Kulturaufgabe, ja die Grundlage der Kultur: „Zu bändigen die rohen Sitten, daß sich Mensch dem Menschen gesellt." Aller Aufgaben Lösung beruht auf der Erkenntnis ihres Wesens. Und da muß man auch für die Friedensaufgabe erfassen, daß ein Grundgesetz der Erscheinung die Differenzierung ist: die unendliche Mannigfaltigkeit und Vermannigfaltigung des Gewordenen und Werdenden. Auf ihr beruht alles, was wir Entwicklung nennen, auf ihr auch beruht der Krieg. Wenn das geistreichste Paradoxon, das je gesprochen worden ist, jener Ausspruch des Heraklit des Dunklen, vor 2400 Jahren, daß der Krieg der Vater der Dinge sei, noch heute in Wert steht, so kann sein tieferer Sinn nur darin liegen, für Zerstörung und Schaffung das gleiche Prinzip gefunden zu haben, d. h. aus der unendlichen Differenzierung sowohl die Entwicklung als auch deren Zerstörung abzuleiten. Denn die Differenzierung, als Aufhebung der Gleichheit, birgt in ihrem Schoße den Gegensatz, und dessen stärkste Äußerungsform ist eben der Krieg. Dies klar begriffen, ergibt sich als einziges Gegenmittel gegen den Krieg das Bestreben, die Differenzierung zu veredeln und auszugleichen, die Gegensätze zu mildern. Das gilt von Mensch zu Mensch, und das gilt ganz ebenso von Volk zu Volk. Wohl verstehen wir den ernsten Sinn, der in dem Wort vom „Herrenmenschen" liegt, aber nicht minder die schwere Verantwortung dieser Kulturzüchtung, wenn sie glaubt, den unvergänglichen Sinn des Christentums beiseitestoßen zu dürfen. Wenn sie, wie in rohen Machtzeiten, sich über die Massen erheben will und die wahnwitzigen Klüfte zwischen Halbgöttern auf Erden und Jammerwürmern aufreißt und meint, damit etwas „Höheres" vorzustellen. Bekämpfet den Willen und die Macht solcher Überegoisten, macht die Menschheit im ganzen bescheidener, wahrer und gütiger zueinander, und ihr werdet die Möglichkeit des Friedens in die Seelen legen. Ohne dies aber bleiben alle Friedenspaläste und Verbrüderungskongresse eitle Versuche mit untauglichen Mitteln und innerlich unwahr. Die Völkerschlachtungen werden bleiben, bis die Völker in ihren Herzen befriedet sind und das gegenseitige Morden verabscheuen. Dazu müssen sie erzogen werden. Nicht durch Schlaffheit und Feigheit, wie die Millionenvölker Asiens in Indien und China, sondern durch die zwingende Erkenntnis höherer Werte, durch Ablenkung ihrer Energie auf wahre Kulturaufgaben, durch Hinwegnahme jedes Gefühles der Unterdrückerei von Mensch zu Mensch, durch ehrenhafte Bescheidenheit im Gefühl voller persönlicher Freiheit, durch ein Vollgenügen gesunder Lebensfreude im sicheren Schutz der Gemeinsamkeit im Staat und schließlich auch der gesamten Menschheit. Dr. J. Hundhausen.

Der Schnee als Wohltäter, Volkswirt und Arzt.

Von Dr. Richard Hennig.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß in den Ländern, wo der Schnee wie der Regen alljährlich wiederkehrende Erscheinungen sind, der erstere im allgemeinen von den Menschen mit viel freundlicheren Augen als der letztere betrachtet wird. Gewiß wird zuweilen auch der Regen jubelnd willkommen geheißen, etwa nach langer Dürre und großer Sommerhitze, aber im großen und ganzen sind uns die regnerischen Tage, die im Sommer kühle Witterung, im Winter lästigen Schmutz bringen, nicht eben erfreulich. Ein anhaltender Regenfall stimmt den Menschen fühlbar melancholisch, ganz besonders etwa im Herbst, wenn die rasche Abnahme der Tageshelligkeit ohnehin das Gemüt bedrückt. Ganz anders reagiert der Mensch auf einen Schneefall, und es scheint mir überaus charakteristisch, daß nicht nur der Erwachsene durch ein Flockengewirbel in eine behagliche Stimmung versetzt wird, wie sie wohl kaum jemals ein Regenfall auszulösen vermag, sondern daß auch schon das kleine Kind freudig erregt aufkreischt und in die Hände patscht, wenn die weißen Schneevöglein vom Himmel herniederfliegen. Und deckt erst der weiche Schneeflaum Berg und Tal, so fühlt sich der Mensch zum Schnee in einer Art von Freundschaftsverhältnis, wie zu keiner anderen Wettererscheinung, stehen.

Natürlich spielt bei diesem Sympathiegefühl nicht zum wenigsten ein ästhetisches Vergnügen mit. Die zierliche Form der Schneekristalle und die sprichwörtliche Reinheit und blitzende Farbe des Schnees müssen von jedem ästhetisch empfindenden Menschen mit einem Wohlgefallen betrachtet werden, auf das der graue, farb- und formlose Regen unmöglich zu rechnen vermag. Aber nicht weniger wird die Mehrzahl der Menschen für den Schnee deshalb Sympathie empfinden, weil sie, bewußt oder unbewußt, ein Gefühl für die zahlreichen und großen Wohltaten besitzt, die der Schnee den Menschen zu erweisen vermag.

Nicht immer freilich ist der Schnee ein Freund und Wohltäter. Wenn inmitten der blühenden Frühlingspracht ein plötzliches Schneewetter Tausende von Hoffnungen knickt, wenn ein allzu reichlicher Schneefall im Winter oder Frühjahr den Eisenbahnverkehr weiter Gebiete vielleicht auf mehrere Tage lahmlegt, den Straßenbahnverkehr der Städte arg erschwert, gewaltigen Schaden in Forsten und Gärten durch abbrechende Äste anrichtet, den Telegraphenverkehr durch Bruch der Gestänge stört und gewaltige Löcher in die Säckel der Stadtkämmerer frißt, dann sind es nicht freudige Segenswünsche, mit denen die Geschädigten den Schneefall begleiten. Und wenn der müde oder verirrte Wanderer unerwartet vom Schneesturm überrascht wird, dann erscheint ihm wohl der Schnee als ein tückischer Feind, der ihm vielleicht gar nach dem Leben trachtet, wenngleich in jedem Fall Kälte und Sturm größere Gefahren als der eigentliche Schnee bergen. Doch sind die hier angenommenen Fälle durchweg als Ausnahmen zu betrachten, die der Regel keinen Abbruch tun, daß die Wohltaten, die der Schnee erweist, viel gewaltiger sind als die Schäden, die vereinzelt von ihm drohen.

Die weitaus größte, unvergleichliche Segnung, die der Schnee uns gewährt, besteht bekanntlich darin, daß er an kalten Wintertagen der Saat eine warme, schirmende Decke gegen den eisigen Frost gewährt. Wir dürfen ihn mit Recht den erfolgreichsten praktischen Volkswirten zuzählen. Daß der an sich so kalte Schnee als Schneedecke ein vortrefflicher Wärmebewahrer ist, ist ziemlich allgemein bekannt. Oft genug wird ja das Beispiel des vor Müdigkeit und Kälte umsinkenden Wanderers erzählt, den die einhüllende Schneeschicht vor dem Tode des Erfrierens bewahrt. In kalten Winternächten strahlt nun die oberste Schicht des Erdbodens gegen den sternklaren Himmel erhebliche Wärmemengen aus, die dem Boden und mit ihm auch bei Schneelosigkeit der Saat entzogen werden. Daß dann bei schärferem Frost die künftige Ernte empfindlich geschädigt werden kann, liegt auf der Hand. Schon eine einigermaßen dichte Wolkendecke schränkt nun diese gefährliche Abkühlung erheblich ein. Ungleich besser noch aber wirkt die Schneedecke, die die Ausstrahlung des Erdreichs selbst ganz unmöglich macht, während von ihrer eigenen Oberfläche gegen den klaren Nachthimmel freilich eine um so kräftigere Ausstrahlung und Abkühlung erfolgt.

Spielt somit in dieser ökonomischen Frage der Schnee eine praktische Rolle, wie etwa ein Kaffeewärmer, ein Federbett, eine Kochkiste, so ist er auch in anderer Hinsicht für viele Länder ein höchst wertvoller Anreger und Förderer der Volkswirtschaft. In Rußland z. B., das in dieser Richtung die typischsten Verhältnisse unter allen Ländern der Erde darbietet, kann vom Vorhandensein oder Fehlen einer winterlichen Schneedecke gradezu die Entscheidung darüber abhängen, ob das Land den Städten die nötigen Nahrungsmittel zuzuführen vermag oder nicht. Bei den meist schlechten Eisenbahnverbindungen und dem in der Regel trübseligen Zustand der russischen Landstraßen ist der Bauer auf die Schneedecke und seinen Schlitten einfach



Vorderansicht.



Rückansicht.

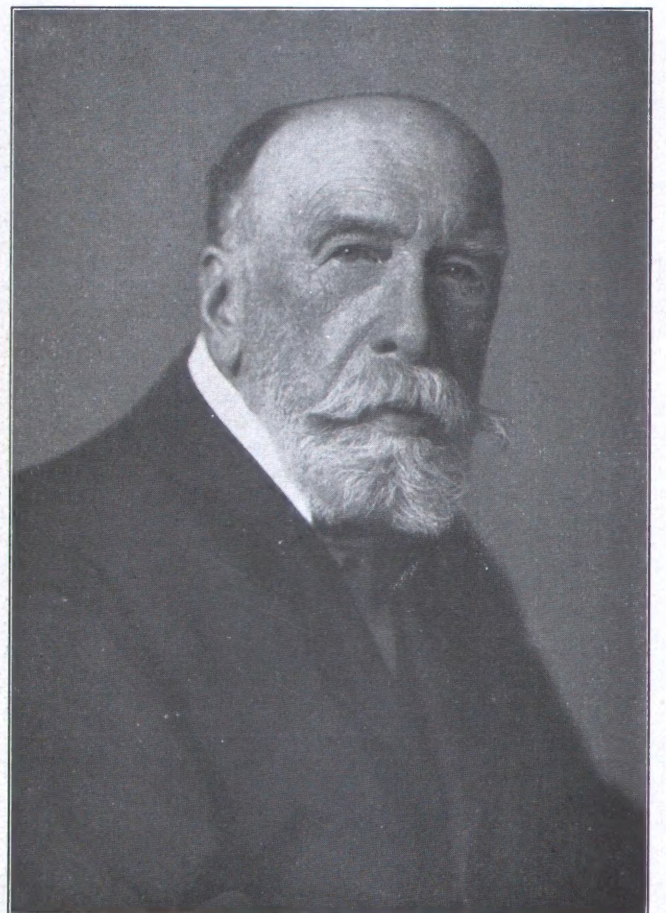
Das vom Kaiser als preußische Auszeichnung gestiftete Verdienstkreuz für Kriegshilfe.

Das Verdienstkreuz für Kriegshilfe besteht aus einem aus Kriegsmetall hergestellten achtspitzigen Kreuz mit einem Mittelschild, das auf der Vorderseite die Inschrift „Für Kriegshilfsdienst“ und auf der Rückseite den gekrönten Namenszug des Stifters trägt. Das Kreuz wird an einem weißen, sechsmal schwarz gestreiften Bande mit rotem Vorstoß getragen und hat in der Ordensreihe seinen Platz zwischen der Rettungsmedaille und den Orden dritter Klasse am satzungsmäßigen Bande. Das Verdienstkreuz für Kriegshilfe soll ohne Unterschied des Ranges und Standes an Männer und Frauen verliehen werden, die sich im vaterländischen Hilfsdienst besonders ausgezeichnet haben. Jedoch soll es in betreff der Verdienste um die Krankenpflege im Dienste des Roten Kreuzes und der ihm verwandten Aufgaben bei der Verleihung der dafür bestimmten Auszeichnung der Roten Kreuzmedaille verbleiben. Das Verdienstkreuz für Kriegshilfe kann in geeigneten Fällen auch an Angehörige der verbündeten Mächte verliehen werden. Die Verleihung neben dem Eisernen Kreuz oder anderen Kriegsauszeichnungen ist zulässig. Das Verdienstkreuz für Kriegshilfe verbleibt beim Tode des Inhabers zur Erinnerung an dessen Verdienste im Besitz der Angehörigen.



Kommerzienrat Carl Reichstein,

Gründer und Inhaber der Brennabor-Werke, Vorsitzender des Vereins deutscher Fahrrad-Industrieller, feierte am 23. Februar seinen 70. Geburtstag. (Phot. Friedr. Schroeder, Brandenburg a. H.)



Professor Karl Raupp,

bekannter Maler der bayrischen Landschaft, besonders des Chiemsees, und Lehrer an der Münchner Akademie, feierte am 2. März in München seinen 80. Geburtstag. (Phot. H. Hoffmann, München.)

angewiesen, um in die Stadt fahren zu können. Bei fehlender Schneedecke mit dem Wagen zur Stadt zu fahren, fällt ihm in den seltensten Fällen ein, denn stets hat er sich für den Winter, der normalerweise fast während seiner ganzen Dauer das Schlittenfahren gestattet, auf diese Art der Beförderung nun einmal eingerichtet. Auf dem schneelosen, gefrorenen Boden der schlechten Landstraßen mit dem Wagen zur Stadt zu fahren, würde seinem Fuhrwerk nicht gut bekommen, wäre auch alles andere eher als eine Annehmlichkeit. Herrscht aber gar Tauwetter, so wird im allgemeinen auch bei bestem Willen die Fahrt über Land unmöglich sein, denn dann ist jede fahrbare Straße ein einziges Schlammeer, und alles steht im Zeichen der berüchtigten russischen Wegelosigkeit, der „rasputiza“, die übrigens auch Napoleons „grande armée“ beim Rückzug aus Rußland in den Tagen vom 19. bis zum 24. November 1812 kaum minder hart zusetzte als die nachfolgende, ganz außergewöhnlich strenge Kälte. Bei langdauerndem Tauwetter oder schneelosem Frost stockt daher die Zufuhr zur Stadt zuweilen in höchst bedenklicher Weise, und dem Schnee kommt somit eine hochbedeutsame volkswirtschaftliche Rolle zu.

Aber nicht nur als großer und kluger Volkswirt vermag sich der Schnee zu erweisen, sondern auch als nicht minder tüchtiger Arzt, dem die Menschheit in gesundheitlicher Hinsicht unendlich viel Gutes zu danken hat. Wir alle wissen ja, wie schon ein längeres Fahren im Kinderschlitten oder eine Schneeballschlacht die Wangen der Kleinen rot und gesund macht, den Appetit fördert und alle Lebensgeister mächtig anregt. Was hier im Kleinen wahrzunehmen ist, vermag der Schnee auch im Großen zu wirken. Jede Betätigung eines vernünftigen Wintersports wirkt ja wie ein erfrischendes Stahlbad auf Körper und Geist, und es ist nicht bloß Modesache gewesen, wenn etwa seit der Jahrhundertwende die Kurorte in den deutschen Gebirgen sich in raschestem Tempo zu wichtigen „Winterfrischen“ entwickelt haben, in denen oft genug die Wintersaison ungleich regeren Verkehr und reichere Einnahmen bringt als die Sommersaison. Wie unendlich förderlich für die Gesundheit schon ein Aufenthalt von wenigen Tagen oder gar Stunden auf einem Wintersportplatz bei einigermaßen günstiger Witterung ist, das rühmt mit begeisterten Worten jeder, der Gelegenheit hatte, Erfahrungen auf diesem Gebiete zu sammeln.

Schließlich darf auch nicht vergessen werden, den Schnee noch in anderer Hinsicht als großen Hygieniker zu rühmen. Nie ist die Luft staubfreier, ärmer an Bakterien und Krankheitserregern als nach einem tüchtigen Schneefall. Schon der Regen desinfiziert ja die Atmosphäre vortrefflich, und allbekannt ist die geradezu beim Atmen zu verspürende Reinheit der Luft nach einem tüchtigen Gewitterregen. Aber viel eindringlicher noch ist die Wirkung des Schnees, der mit seinem langsamen Fall und seiner rauhen Oberfläche alle Verunreinigungen der Luft noch viel besser beiseiteschafft als der schnell fallende und mit glatter Oberfläche versehene Regen. Es kommt hinzu, daß eine tüchtige Schneedecke oft viele Wochen hindurch die Neubildung nennenswerten Staubes in der Luft verhindert. Daher rührt die Reinheit der Atmosphäre in den bekannten klimatischen Höhenkurorten, die, wie z. B. Davos, St. Moritz, Pontresina, meist mehrere Monate hintereinander ununterbrochen in ein schimmerndes Schneekleid gehüllt und gleichzeitig auch vor heftigen und kalten Winden geschützt sind. Daß bei der weißen Farbe des Schnees die gesunde Strahlungswirkung der Sonne ganz außerordentlich groß ist, wird ja auch schon jeder verspürt haben, der mit wachen Sinnen bei stahlblauem Winterhimmel mittags durch eine schimmernde Schneelandschaft ging. — In der Tat läßt sich statistisch erkennen, daß die leider viel zu seltenen Winter, in denen das normale winterliche Sumpfklima Deutschlands von mehr russischen Witterungsverhältnissen mit einer langen Dauer der Schneedecke abgelöst wird, einen erheblich besseren durchschnittlichen Gesundheitszustand aufzuweisen haben als die durch häufige, starke Witterungsumschläge ausgezeichneten oder gar die durch ununterbrochen weiche, trübe, kotige Witterung berüchtigten Winter, die im deutschen Vaterlande die Regel bilden.

Aus den vorstehenden Ausführungen dürfte hinreichend deutlich hervorgehen, daß der Schnee allerdings als ein guter und treu bewährter Freund des Menschengeschlechts bezeichnet werden muß, die ihm von groß und klein entgegengebrachten Sympathien vollauf verdient.

Ende des redaktionellen Teils.

Allgemeine Notizen.

Sechzig Jahre Norddeutscher Lloyd. Am 20. Februar d. Js. konnte der Norddeutsche Lloyd in Bremen auf sein sechzigjähriges Bestehen zurückblicken. Das diamantene Jubiläum der weltbekannten Schiffahrtsgesellschaft fällt in die Zeit des großen Völkerringens, das bereits seit dreißig Monaten die gesamte Welt erschüttert. Aus diesem Grunde war an Feierlichkeiten nicht zu denken, aber man kann an dem für den Norddeutschen Lloyd so bedeutungsvollen Tage nicht vorübergehen, ohne wenigstens seiner Verdienste um die Entwicklung der deutschen Schiffahrt zu gedenken. Umsomehr, als der Norddeutsche Lloyd es war, der kurz nach seiner Gründung mit der Jungfernfahrt seines ersten Dampfers „Bremen" nach Neuyork den Ring sprengte, den England damals mit seiner Schiffahrt um den Erdball gelegt hatte. Und es war doch auch die Bremer Reederei, die den deutschen Schiffsbau von englischer Vormundschaft befreit und die deutschen Werften zu hohem Ansehen gebracht hat. Man vergleiche nur die früher auf englischen Werften erbauten Lloyddampfer mit den im eigenen Lande erbauten Prachtschiffen des Norddeutschen Lloyd. Die Schnelldampfer „Kronprinzessin Cecilie", „Kaiser Wilhelm II." und „Kronprinz Wilhelm" verkörpern den riesigen Aufschwung, den das großzügige Bremer Schiffahrtsunternehmen und die deutsche Schiffsbauindustrie unter der Initiative und Tatkraft des Norddeutschen Lloyd genommen haben. Mit freudigem Stolz gedenkt man des ersten Schnelldampfers des Norddeutschen Lloyd „Kaiser Wilhelm der Große", der den Briten das Blaue Band des Ozeans entriß und damit der deutschen Schiffahrt den Weg für eine neue Epoche bahnte. Mit berechtigtem Stolz aber gedenkt man auch der einzelnen Epochen und Errungenschaften unter den Direktoren Crüsemann, Stockmeyer und Peters (1857 bis 1877), J. G. Lohmann (1877 bis 1892), Generaldirektor Dr. Wiegand (1892 bis 1909) und der fünf Friedensjahre unter Generaldirektor Heineken (seit 1909).

Deutsche Hilfstätigkeit im besetzten Frankreich. Ein deutscher Etappen-Inspekteur hatte an bedürftige Franzosen im Kampfgebiet aus einem besonderen Fonds Unterstützungsgelder verteilen lassen. Durch ihren Bürgermeister ließen die Unterstützten dem Etappen-Inspekteur ein Dankschreiben mit neun Unterschriften überreichen, in dem es u. a. heißt: „Zur selben Stunde, in der das Morgenrot des langersehnten Friedens ferner als je verschwindet, nachdem es einen Augenblick am Horizont scheinbar hatte aufleuchten wollen — in dem Augenblick, da die Menschheit sich gegenseitig den Beinamen „Barbaren" ins Gesicht schleudert und mit lauter Stimme die Kultur für sich beansprucht — in der Stunde, in der alles Schöne, Wahre, Gute und Gerechte auf ewig in einem furchtbaren Blutbad untergehen zu wollen scheint, da vollbrachten Euer Exzellenz eine schöne Tat: Sie haben eine Unterstützung angeboten den Müttern der Soldaten, die gegen Ihr Volk kämpfen, den Kindern derjenigen, die da sterben, indem sie möglichst viele der Ihren zu töten streben. Das veranlaßt uns, diese Tat der Menschlichkeit mit Beifall aufzunehmen und dafür herzlichen Dank auszusprechen im Namen der unterstützten Greise, Mütter und Kinder." Ein beredtes Zeugnis für deutsche „Barbarei".

Der braven Besatzung unsrer U-Boote spendete mit Genehmigung des Chefs des Admiralstabes der Marine die Orientalische Tabak- und Zigarettenfabrik Yenidze (Inhaber Hugo Zietz) in Dresden 400 000 Salem-Aleikum-Zigaretten. Hoffentlich findet diese hochherzige Spende Nachahmung.

Charlottenburger Wohlfahrtsschule für Fürsorgerinnen. Der erste Lehrgang der städtischen Wohlfahrtsschule für Fürsorgerinnen in Charlottenburg beginnt am 16. April d. Js. Der Unterricht besteht aus praktischer Ausbildung und Vorlesungen. Erstere umfaßt einen dreimonatigen Dienst in einer geschlossenen Anstalt und Lehrgängen in Krippen, Horten, Säuglings- und Tuberkulosefürsorge in der Zentrale für Wohltätigkeitsbestrebungen, Schulkinderspeisung, Schulzahnklinik und dergl. Anstalten und Stellen. Diese Lehrgänge dauern je einen bis zwei Monate. Die auf beide Semester verteilten Vorlesungen umfassen das gesamte Gebiet der sozialen Hygiene und der sozialen Fürsorge mit besonderer Berücksichtigung der Jugendfürsorge. Der Stundenplan mit der Angabe der Kurse, Vorträge und der Lehrkräfte kann im Kaiserin-Augusta-Viktoriahaus, Charlottenburg, Mollwitzstr. eingefordert werden. Ebendaselbst werden auch Meldungen von Teilnehmerinnen und Hörerinnen bis zum 15. März 1917 angenommen.

Eine Chemie-Schule für Damen besteht als selbständige Anstalt in Dr. M. Vogtherr's Laboratorium und Unterrichts-Institut in Berlin SW. 11, Hedemannstr. 13/14. Die Anstalt bildet ihre Schülerinnen für alle Gebiete der chemischen Laboratoriumspraxis aus, sodaß sie sich in jedem Betriebe dieser Art mit Verständnis betätigen können und es ihnen möglich ist, sich in kurzer Zeit in besondere Zweige dieser Wissenschaft einzuarbeiten. Auf Verlangen sendet die Anstalt Lehrplan und Bedingungen.

Die Apollo-Werke, A.-G., Automobilfabrik in Apolda haben in der jüngst stattgefundenen General-Versammlung die sofort zahlbare Dividende von 8 v. H. genehmigt; außerdem wurde die Erhöhung des Grundkapitals von 1 000 000 Mark auf 2 000 000 Mark beschlossen. Die ausscheidenden Aufsichtsratsmitglieder Bankdirektor Knaudt in Weimar und Fabrikdirektor Gatzka in Erfurt wurden wiedergewählt. Neu kam in den Aufsichtsrat Direktor Ernst Kuckuck in Leipzig. Die Verwaltung teilte auf Anfrage mit, daß die Aussichten für das laufende Geschäftsjahr als günstig bezeichnet werden können.

Für die Redaktion verantwortlich Otto Sonne, für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.
Generalvertreter für Ungarn: Direktor Josef Schuller, Budapest VI, Liszt Ferencz tér 3.